Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Keßel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

Elfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen
von
Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

Elfter Band.

Katharina von Schwarzburg.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Katharina von Schwarzburg.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Erstes Kapitel.

Drohende Zeichen.

Das Jahr hatte seinen Kreislauf vollendet, ein neues bereits seine längsten Tage erreicht und noch immer war kein lichter Sonnenstrahl siegreich durch die Wolken gedrungen, welche den Himmel des deutschen Vaterlandes trübten. Sie zogen sich im Gegentheil immer schwärzer und drohender zusammen. Die gegenseitige Erbitterung der Parteien war zu groß; unbeugsame Festigkeit bis zum Starrsinn auf beiden Seiten und vielfache Mißgriffe verhinderten jede Verständigung, alle Versuche dazu waren gescheitert. Auf dem Concil zu Trident war von den Protestanten Niemand erschienen, das endlich zu Stande gebrachte Colloquium zu Regensburg hatte, wie alle vorhergegangenen Religionsgespräche, nur zu größerem Zerwürfniß geführt. Und inmitten dieser sich immer mehr steigernden Gefahr war

der Mann gestorben, der zu allen diesen folgenschweren Bewegungen den ersten Anstoß gegeben, aber stets den Krieg widerrathen und zuletzt noch ausgesprochen hatte, daß er, solange er lebe, mit seinem Gebet so viel bei Gott zu erflehen hoffe, daß es zu keinem Kriege komme. Luther war am 18. Februar 1546 in seiner Vaterstadt Eisleben gestorben. Mit seinem Tode schien auch die bisher bewahrte Einigkeit unter den Fürsten des protestantischen Bundes gewichen zu sein; einige zogen sich zurück, andere wurden sogar vom Kaiser gewonnen, dessen Staatsklugheit und auch Mäßigung der ganzen Verwickelung den religiösen Charakter zu nehmen und ihr nur den politischen des Ungehorsams einiger Fürsten gegen die Autorität des Reichsoberhauptes aufzuprägen suchte. Und doch sprach sich der Religionshaß bis zum Fanatismus bei jeder Gelegenheit aus! Ein junger Spanier, Juan Diaz, der sich der Lehre Calvin's zugewandt, wurde deshalb durch einen Mörder, den sein eigener Bruder gedungen, erdolcht und dieser, obwohl zu Innsbruck ergriffen, dem Gericht entzogen, bis er zehn Jahre später aus Gewissensqual sich selbst richtete! Solche Gewaltthaten waren den Deutschen noch fremd, aber wie bekämpften sie sich wüthend in Wort und Schrift!

Glücklich, wer fern den großen Schauplätzen dieser

Gährung, die jeden Augenblick zum furchtbarsten Ausbruch führen konnte, in friedlicher Stille lebte! Auf den luftigen Höhen, in den grünen Thälern des schönen thüringer Waldgebirges ruhte noch immer der heilige Gottesfriede. Der Köhler im tiefen Tannenforst, der Messerschmied in der Ruhl, die Weber, Garnspinner und Holzschnitzer in ihren Hütten und die bürgerlichen Handwerker in den Städten trieben ruhig ihre tägliche Arbeit; der Vogelsteller, in seiner echt thüringischen Leidenschaft für die gefiederten Sänger des Waldes, schlich zur Vogeltränke am einsamen Quellengeriesel und lauschte dem besten Finkenschlag, den nur sein geübtes Ohr unterscheiden konnte; zu ihm drang der Schall der Werbetrommel nicht, welche unten im Lande rasseln mochte. Wären nicht zuweilen doch Handwerksburschen und andere fahrende Gesellen über den „Wald" gekommen, so hätten die Bergbewohner kaum gehört, daß sich draußen ein böser Krieg vorbereite. In den kleinen Städten beim Bierkrug am Feierabend wurde wohl besprochen, was man eben gehört hatte, aber wie es zu allen Zeiten geschieht und geschehen wird, wo der Gesichtskreis ein beschränkter ist, wurden dabei die absonderlichsten und aberwitzigsten Meinungen laut. Auf den Schlössern des Adels war's nicht viel besser; wenn der auch durch seine Verbindungen mehr erfuhr als die

Bürger und Meister in ihren Werkstätten, so war sein Horizont wieder in anderer Weise eingeengt; nur das Lehnsverhältniß, in welchem er mit wenigen Ausnahmen stand, machte ihm Sorgen. Denn wenn sich auch das alte strenge Lehnswesen, in welchem der Vasall unweigerlich bei Verlust des Lehns und der Ehre, ja in dringenden Fällen sogar des Lebens beim Rufe des Lehnsherrn persönlich zum Kriegsdienst aufsitzen mußte, längst gelockert, der Adel sich theils Nachlaß davon ertrotzt, theils erkauft hatte, so blieb doch immer die Pflicht noch unbestritten und konnte leicht große Verlegenheiten bereiten, namentlich da, wo sich die Gutsbesitzer aller kriegerischen Anwandlungen entschlagen und lediglich dem Landbau, unbeschadet standesmäßiger Belustigungen, hingegeben hatten. Der alte Valentin Ehrenstein auf seinem Sonnenlehn konnte wohl lachen, der hätte selbst, wenn er noch jung gewesen wäre, weder dem Kaiser noch irgend einem Fürsten zuzuziehen gebraucht, aber mancher von seinen begüterten Nachbarn trug bei der grenzenlosen Zertheilung deutscher Landgebiete Lehen von verschiedenen Herren, und wenn diese nun, wie die beiden Linien des Hauses Sachsen, einander feindlich waren und jeder von ihnen den Vasallen in einer und derselben Person aufmahnte, konnte der sich denn auch in seinem Leibe theilen?

Das war ja schlimmer, als ob man von wilden Pferden zerrissen werden sollte!

Wenn das schon einfachen Edelleuten, welche Güter in verschiedener Herren Ländern besaßen, bei jetzt drohenden Kriegsläufen also ergehen konnte, so war es noch viel schlimmer mit den meisten dieser Landherren selbst. Denn die Lehen waren im Laufe der Zeiten so verzwickt und verzweifelt durcheinander geworfen worden, daß auch die größten und mächtigsten der deutschen Fürsten für manche ihrer Besitzungen Vasallen Anderer waren — eine so heillose Verwirrung der Verhältnisse, daß sie nicht füglich anders gelöst werden konnte als durch einen Alexanderhieb in den gordischen Knoten. In Frankreich, wo der König von England die Hälfte des ganzen Landes als Kronvasall besessen, war ein hundertjähriger Krieg darum entstanden. Die großen Fürsten in Deutschland, eben weil sie mächtig waren, konnten ihre fremden Lehen ohne viel Kümmerniß genießen, aber die kleinern! So trug der gefürstete Graf von Schwarzburg, Viergraf, Erzstallmeister und Obristjägermeister des heiligen römischen Reichs, außer seinen kaiserlichen und unmittelbaren Reichslehen nebst einigen Sonnenlehen noch von acht andern deutschen Fürsten Städte, Schlösser und Aemter, selbst Dörfer zu Lehn. Und gerade in der gefährlichen Spannung

zwischen dem Kurfürsten und dem Herzoge zu Sachsen war er von dem letztern zum Landtage nach Freiberg beschieden worden und hatte sich dem nicht entziehen können!

Wie dankte er Gott, als er von da endlich heimziehen durfte und seine lieben thüringer Berge wiedersah! Er kam noch zurecht, wenn er gleich unterwegs in Rudolstadt auf der Heidecksburg einkehrte, die Hochzeitsgäste zusammen zu finden, seine eigene Gemahlin unter ihnen. Die Gräfin Katharina hatte ihre älteste Tochter Anastasia mit dem ritterlichen Grafen Vollrath von Waldeck vermählt und in edler Gastfreiheit eine stattliche Versammlung dazu geladen. Die Trauung war zwar schon vorüber, als Graf Günther von Freiberg zurückkam — er hatte das nicht ändern können — aber er traf doch seine Verwandten und Freunde dort, die Henneberger und Mansfelder, mit denen er Rücksprache über Vieles nehmen konnte, und vorzüglich, er durfte hoffen, sein schweres Herz in der fröhlichen Gesellschaft zu erleichtern.

Noch war sie vollzählig; auch das neuvermählte Paar hatte seine Abreise, die bereits festgesetzt gewesen war, auf Bitten der Mutter um einige Tage verschoben. Die Sitte, daß Neuvermählte den ersten Tag ihrer Ehe — wie es ein Zeitgenosse ausgedrückt hat — unter dem Dache des Gastwirths beschließen, war noch nicht

eingeführt. Hochzeitsfeste dauerten immer sehr lange und die jungen Eheleute mußten dabei aushalten, auch zu den vielen derben Späßen, die auf ihre Kosten gemacht wurden, eine gute Miene zeigen; wir sind darin feiner geworden, wenn auch nicht sittlicher. Graf Günther wurde bei seiner Ankunft auf der Heideckskburg von der ganzen Hochzeitsgesellschaft mit großer Freude empfangen, die von seiten der Männer, da er gerade gegen Ende eines Banketts erschien, etwas tumultuarisch war. Die Gräfin Katharina, die ihm entgegenkam, ließ ihm einen Platz an ihrer Seite bereiten; er sah, daß ihr Auge mit einer gewissen Besorgniß an ihm hing, und auch seine Gemahlin begrüßte ihn mit ängstlich fragenden Blicken. Hier schienen sich schon Nachrichten schlimmer Art verbreitet zu haben, an welche wenigstens die Frauen glaubten; die Männer wußten sich dergleichen besser aus dem Sinne zu schlagen. Er mochte nicht gleich fragen, um die Heiterkeit nicht zu stören, aber bald genug fragte man ihn. Wirklich schien man hier mehr zu wissen, als er auf dem sächsischen Landtage und seiner ganzen Reise gehört hatte; zum Glück kennte er viele Gerüchte, welche sich hier verbreitet hatten, als ganz abenteuerlich oder unsinnig widerlegen. Etwas Bestimmtes vermochte er aber nicht dafür zu setzen, denn Herzog Moritz hatte seinen Stän-

den im Landtagsabschiede auch nichts weiter gesagt, als daß sie sich in gute Bereitschaft setzen sollten, um dem ersten Aufgebot sofort zu Fuß und zu Roß Folge zu leisten. Das ließ sich auf verschiedene Weise deuten, und Herzog Moritz, so jung er war, hatte eine Verschlossenheit, daß selbst seine vertrautesten Räthe nie eine Einsicht in seine Absichten und Pläne erlangten. Indessen wußte man doch und es war auch dem Grafen von Schwarzburg mehrfach bestätigt worden, daß er aus Regensburg, wo der Kaiser noch Reichstag hielt, im besten Vernehmen mit diesem abgereist war, mit seinem Vetter, dem Kurfürsten, dagegen erneute Zwistigkeiten hatte. Beide gehörten zum Schmalkaldischen Bunde, es war jedoch immer möglich, daß sich Moritz von diesem trennte und auf die Seite des Kaisers trat, wie auch der Kurfürst von Brandenburg von diesem gewonnen sein sollte. Ob der Kaiser, wie Manche behaupteten, schon mit dem längst gefaßten Entschluß loszuschlagen nach Regensburg gekommen sei, darüber wurde an der Tafel viel und heftig gestritten und ist auch noch lange gestritten worden. Graf Günther bezweifelte es und gewiß mit Recht.

„Wenn es aber losgeht", rief ihm gegenüber der alte lustige Graf von Henneberg, „wie wollt Ihr Euch denn aus der Klemme ziehen? Eure Liebden sind, soviel

ich weiß, kur- und auch herzoglich sächsischer, zugleich kaiserlicher und böhmischer, auch einiger geistlicher Fürsten Lehnsmann. Einem könnt Ihr doch nur dienen und drei, vier andere werden Euch der Felonie schuldig erachten!"

„Ich werde mir schon zu helfen wissen, Vetter!" antwortete der Graf, welcher jedem Humor zugänglich war. „Wenn ich jedem sein Theil Reiter schicke, mögen diese es mit einander abmachen. Ich habe dann meine Schuldigkeit gethan."

„O macht doch endlich dem Kriegsgespräch ein Ende, gnädige Frau!" wurde die Gräfin Katharina von einer ihr gegenübersitzenden Dame gebeten, welche die Fülle ihrer üppigen Reize durch einen besonders reichen Anzug gehoben hatte und der Mode weit ausgeschnittener Kleider mehr huldigte, als bis jetzt in thüringer Landen Eingang gefunden hatte.

„Es möchte schwer sein, Frau von Bieserodt", erwiderte die Gräfin. „Die Geister sind allzu voll davon. Ich will es aber versuchen." Sie benutzte einen Moment, wo ihr Nachbar, Graf Günther, dem Pokal zusprach, und sagte ihm, ob er nicht auf das Wohl des neuen Ehepaares trinken wolle. Der Graf brachte sogleich aufstehend einen alten Glück- und Trinkspruch aus, der mit Jubel aufgenommen wurde und wenigstens

für eine kurze Zeit das Gespräch über die obschwebenden Wirren im Reiche unterbrach. Ehe es wieder aufgenommen wurde, verließen die Frauen die Tafel. Frau von Bieserodt dankte der Gräfin und wandte sich an die junge Frau, für welche sie schon, als diese noch ein Kind war, eine besondere Vorliebe gezeigt hatte. In jener Zeit war sie oft auf der Heidecksburg gewesen, später mußte sie einen Grund gefunden haben, ihre Besuche zu beschränken. Die Gräfin kannte sie als eine im Grunde gutmüthige Frau, die nur das Unglück gehabt, an einen überaus schwachen Mann verheirathet zu werden, den sie selbst nicht geliebt hatte und nun in aller Freundlichkeit knechtete. Dadurch war sie ganz ihren eigenen Wünschen und Launen überlassen geblieben, und wenn man ihr auch nicht gerade bestimmt etwas Uebles nachsagen konnte, so gab sie doch den Menschen viel Anlaß, ihr Manches schuld zu geben. Es war zu jener Zeit der Gräfin Katharina, die noch nicht verwittwet war, ganz lieb gewesen, daß die rücksichtslose Frau, die sich wenig Mühe gab, auch eine tadelnswerthe Sinnesneigung zu verhüllen, ihre Besuche seltener werden ließ. Später war sie mit ihr zuweilen noch zusammengekommen, aber nur gelegentlich. Zum Hochzeitsfeste, wo sie den ganzen Adel ihrer beiden Herrschaften eingeladen hatte, konnte natürlich Bieserodt

mit seiner Frau nicht fehlen. Er saß noch im Saale beim Becher, wo er seinen Mann stellte. Frau Magdalena war immer am liebenswürdigsten, wenn sie sich nicht in seiner Nähe befand, und so beschämte sie auch heute durch ihre Freundlichkeit Manche, welche sonst viel die Nase über sie gerümpft hatte. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde aber bald durch ein Geschenk in Anspruch genommen, mit welchem die Gräfin ihre Tochter und deren Gemahl erfreut, nämlich ihr Bild und das ihres verstorbenen Gemahls, von Meisterhand in so überraschender Aehnlichkeit auf die Leinwand gezaubert, daß alle Anwesenden, als die beiden Gemälde vor ihnen aufgestellt wurden, in laute Rufe der Bewunderung ausbrachen. Graf Vollrath, ihr Schwiegersohn, sagte in seinem Tagebuche, das der Nachwelt erhalten geblieben ist, die Bilder habe man für lebendig oder von Zeuxis selbst gemalt halten müssen. Auf ihr eigenes Bild, das vor zehn Jahren gemalt war, hatte die Gräfin Katharina damals geschrieben: „Am Tage Bonifacii Bin ich sex und zwanzig Jahr alt, im Jahr 1536." Vieler Augen richteten sich, als sie das gelesen, auf die Wittwe, deren herzliebes Gesicht in diesem Augenblicke von einem fast mädchenhaften Erröthen verschönt war, sodaß sie viel jünger aussah, als dies Zeugniß sie bekundete. Das Bild, kenntlich an der

Inschrift, muß jedenfalls noch auf einem der fürstlich Waldeck'schen Schlösser vorhanden sein, und es würde sich wohl der Mühe lohnen, wenn es durch einen Befehl des jetzigen Landesherrn aufgesucht würde, da es die Mutter der Ahnfrau seines Hauses darstellt. Denn von dem Grafen Vollrath und seiner Gemahlin Anastasia von Schwarzburg, die ihm dreizehn Kinder geboren, stammt das neuere Haus Waldeck ab. Es wäre neben diesem Interesse dynastischer Pietät aber auch von allgemeinem Interesse, das Bild einer deutschen Fürstin, die an Hochsinnigkeit und jeder Frauentugend das Muster einer solchen war, der Nachwelt aus dem Staube der Vergessenheit wiederzugeben.

In voller Blüte der Lebenskraft stand Katharina noch bei der Vermählung ihrer ältesten Tochter, die ihr bisher, weil sie, an Geist und Verständniß reif, manche ihrer Sorgen theilen konnte, die liebste gewesen. Wer sie als Fürstin bei den Feierlichkeiten und selbst an der Tafel in ihrer Haltung gesehen und nun im Kreise der Frauen das Muttergefühl so mächtig hervorbrechen sah, wer es wußte, wie sie für das Wohl ihrer Unterthanen sorgte und sich oft um ihre geringfügigsten Angelegenheiten kümmerte, um einzugreifen und zu helfen, wie sie konnte, der mußte schon die höchste Achtung vor ihr haben, noch ehe der Verlauf

des Sturms, der auch ihr Land nicht verschonte, ihr edles Bild mit reichern Kränzen schmückte. Graf Günther hatte schon Gelegenheit gehabt, ihre Festigkeit kennen zu lernen, als sie ihre Rechte im Gedanken an ihre Kinder vertheidigte; jetzt, bei einem Gespräch, das er unter vier Augen über die nächste Zukunft mit ihr führte, mußte er den Geist bewundern, mit welchem sie die Lage der Dinge und die Gefahren, welche auch der Religionsfreiheit drohten, beurtheilte. Sie wußte mehr, als er auf seiner Reise erfahren hatte, sie konnte ihm sagen, was sie aus zuverlässigem Munde vernommen, ihren Gästen aber, um sie nicht zu beunruhigen, verschwiegen hatte: der Kaiser hatte sich mit dem Papste verbündet, den Krieg gegen die Schmalkaldner und die übrigen Protestanten im Juni zu unternehmen und dieselben mit Gewalt der Waffen zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen.

Günther erblaßte im ersten Augenblicke, als er das hörte, faßte sich aber schnell und fragte, woher sie das wisse. Sie durfte ihm das nicht sagen, denn sie hatte Schweigen gelobt, aber sie versicherte ihm, daß er sich auf die Wahrheit der Nachricht verlassen könne; der Kaiser habe das Bündniß mit dem Papste schon früher für den Fall, daß der Reichstag zu Regensburg

und das Concil zu Trident keine Einigung herbeiführten, unterhandelt; der Papst sei bereit, den Kaiser mit Geld und Truppen, die ein Legat nach Deutschland führen solle, zu unterstützen, habe ihm auch die Hälfte der Jahreseinkünfte aller spanischen Kirchen sowie den Verkauf einer großen Zahl spanischer Klostergüter zugestanden.

„Euer Gewährsmann ist ein Geistlicher!“ rief der Graf bei diesen genauern Angaben.

Sie antwortete darauf nicht, sondern setzte hinzu, daß der Kaiser von Regensburg bereits nach Rom gesendet habe, um nun das besprochene Bündniß abzuschließen.

„Aber der Juni ist fast vorüber!“ sagte Günther. „Noch ist nichts geschehen!“

„Wißt Ihr das?“ entgegnete Katharina. „Die Schmalkaldner haben ihren Bundestag kürzlich zu Ulm gehalten, Kriegsvolk ist im Ueberfluß zu haben für sie, seit der Krieg auch zwischen Frankreich und England zu Ende; der Beichlingen und Georg von Reckerodt sind mit ihren Schaaren aus französischem Dienst entlassen und schon angenommen von den Schmalkaldnern.“

„Das haben Euch die Mansfelder gesagt!“ rief Günther. „Sie haben auch mit mir davon gesprochen!“

„Nun wohl!“ sagte die Gräfin. „Und meint Ihr nicht, daß im deutschen Volke mehr Neigung ist, sich den Fürsten als dem Kaiser anzuschließen? Ich denke immer, der erste Schlag ist schon geschehen.“

„Von unserer Seite?“ fragte der Graf ungläubig.

„Recht, daß Ihr es unsere Seite nennt“, erwiderte sie. „Denn der Krieg, wie ausdrücklich vom Papste bedungen, ist nicht blos gegen die Schmalkaldner, sondern auch gegen die andern Protestanten gerichtet. Werden sie abwarten, bis die ganze Macht der Feinde beisammen ist? Ich bin nur ein Weib, das vom Kriege nichts versteht, aber so viel kann ich mir sagen, daß man nicht blos den Schild, sondern viel eher das Schwert gebrauchen muß. Ich habe auch kürzlich einen alten versuchten Kriegsmann gesprochen“, lenkte sie erröthend ein, als sie den staunenden Blick bemerkte, welchen der Vetter bei den letzten, mit aufglühendem Eifer gesprochenen Worten auf sie richtete, „den Ehrensteiner nämlich; der kennt viele von den Hauptleuten, die in Wartegeld genommen waren, besonders den Schärtlin von Burtenbach, der als Reichsritter selbstständig für sich werben soll. Der alte Valentin ist der Meinung, daß die Bundesgenossen gewiß losschlagen werden, sobald als möglich, das sei der rechte Weg zum Siege.“

Glaubt er so gewiß an den Sieg?" entgegnete Günther. „Seid Ihr davon überzeugt?"

„Der Ausgang liegt in Gottes Hand!" erwiderte Katharina. „Ich bin betrübt über diesen Krieg, den unser theurer Luther so unablässig bemüht gewesen ist zu verhindern, wie mir noch kürzlich ein treuer Freund und Gehülfe des Verstorbenen gesagt hat. Es ist nimmer gut, daß Deutsche gegen Deutsche die Waffen kehren, und die Feinde Deutschlands jubiliren darüber. Wenn alle, die eines Glaubens sind, stark und einmüthig zusammenhielten, würde auch die Widerpart sich wohl besinnen, die Waffen gegen sie zu ergreifen!"

„Mein Sohn ist am Hofe des Kaisers", äußerte der Graf. Doch sprach er die väterliche Besorgniß, die sich daran knüpfte, nicht weiter aus, sondern erinnerte daran, daß der Kaiser, weil eben viele Reichsstände evangelischen Bekenntnisses sich von dem bewaffneten Widerstande gegen ihn fern hielten, unmöglich auch diese mit Gewalt ihrer auf frühern Reichstagen zugesagten Religionsfreiheit berauben könne.

„Das glaube ich auch nicht", sagte Katharina. „Aber sie können sich durch Nachgeben in vielen Punkten selbst ihres köstlichen Kleinods zum Theil berauben. Das fürchten eben erleuchtete Männer, mit denen ich darüber gesprochen habe."

Günther wußte, daß sie viel mit Geistlichen verkehrte, wie sie auch in den ihr belassenen Landestheilen das Werk der Reformation, welches ihr Gemahl bei seinem frühen Tode nicht hatte vollenden können, mit Muth und Eifer durchgeführt hatte, während Günther selbst erst vor fünf Jahren, zwei Jahre nachdem er durch seines Vetters Heinrich Tod zur Erbfolge auch in Arnstadt gelangt, zur protestantischen Kirche übergetreten war. Die Glaubenskraft in Katharina mußte er bewundern, wenn er auch meinte, daß sie zu weit ging. Darin glaubte er eben den Einfluß der Männer zu erkennen, mit denen sie sich in geistlichen Dingen berieth, denen sie jedenfalls auch die Nachrichten über die drohenden Kriegsgefahren verdankte.

Er trat ihrer Ansicht über das mögliche Nachgeben in Glaubensartikeln nicht entgegen, obgleich er sie keineswegs theilte. In ihm war das Gefühl eines deutschen Reichsfürsten und der alten Treue noch immer mächtiger als das eines Protestanten und er suchte den Zwiespalt, wenn er sich in ihm regte, auszugleichen. „Ihr habt christlich gesprochen, Katharina, der Ausgang liegt in Gottes Hand!" erwiderte er. „Ihm wollen wir Alles anheimstellen. Gibt er dem Kaiser den Sieg, so vertraue ich der stets bewiesenen Milde Karl's, daß er ihn nicht zum Aeußersten benutzen wird."

„Gott weiß ihm seine Bahn vorzuzeichnen — wir wollen nur auf Gott, nicht auf Menschen vertrauen", sprach Katharina. „Mögen aber auch die schwersten Prüfungen über uns kommen, so geziemt uns Standhaftigkeit."

Sie bemerkte wohl, daß das Gespräch dem Vetter das Herz schwer machte, und ging nun auf andere Gegenstände über, die sie zum Theil gemeinschaftlich betrafen, denn die Landeshoheit auch in ihrem Gebiet war immer dem Grafen geblieben. Nachdem sie sich über die zu besprechenden Punkte leicht verständigt hatten, fragte Günther, ob der alte Valentin hier gewesen sei oder ob sie ihn an einem andern Orte getroffen habe. Katharina erwiderte, daß er bei ihr gewesen, um sich zu entschuldigen, daß er mit seiner Frau nicht zur Hochzeit kommen könne, zu der sie ihn auch eingeladen habe, und fügte lächelnd hinzu: „Meine Gäste hatten so sehr darauf gerechnet, bei dieser Gelegenheit auch die schöne Rettleben kennen zu lernen, welche zu den alten Leuten auf dem Ehrenstein ihre Zuflucht genommen hat; sie leidet aber, wie mir Valentin sagte, an einem unheilbaren Siechthum, das selbst die kluge Anna, die mir mein Kind auch erhalten hat, nicht zu besiegen vermag, und wäre doch nicht mitgekommen, wenn Frau Margarethe mit ihrem Mann auch zugesagt hätte."

„Ich möchte den Wundervogel, wie Frau von Biesenrodt die Fremde nennt, schon einmal sehen“, sagte Günther. „Aber sie läßt sich vor Niemand blicken, auch Frau Magdalene, die doch verwandt ist mit der Ehrenstein, hat sie nicht zu sehen bekommen. Daß sie eine Muhme des verstorbenen Eidams ist und keine andern Verwandten hat als die beiden Knaben, die dort bei den Großältern sind, mehr hat Frau Magdalene nicht erfahren, wie sie meiner Frau gesagt hat. Wißt Ihr mehr von ihr?“

„Wenig mehr“, erwiderte Katharina, welche das, was sie noch von Aquila über Adelheid von Rettleben gehört hatte, nicht weiter erzählen mochte, so verdienstlich es an sich für das junge Mädchen war, daß sie den Muth gehabt, ihre Meinung über ein Unrecht auch da auszusprechen, wo es ihr Verfolgungen zuziehen mußte. Landgraf Philipp hieß der Großmüthige, aber Aquila hielt ihn eher für unversöhnlich in seinem Charakter, sein Benehmen gegen Franz von Sickingen war der Beweis dafür. Niemals hatte Philipp von Hessen diesem vergeben, daß er einst gegen ihn aufgetreten, er war Sickingen's Todfeind geblieben und hatte ihm das noch auf dem Sterbelager gezeigt.

Die Stunde, welche die Gräfin sich zu einer vertraulichen Besprechung auf den Wunsch ihres Vetters

abgemüßigt hatte, ließ bei diesem eine angenehme Erinnerung zurück; es war ihm immer, wenn er mit Katharina gesprochen hatte, zu Muthe, als habe er eine frische Bergluft geathmet oder von sonniger Höhe einen weiten Blick über das Land gethan. So äußerte er sich heute gegen seine Frau, die in sein Lob einstimmte. „Ich wollte, ich könnte Euch so mit Rath und That zur Seite stehen, wie Katharina ihrem Mann gestanden hat", sagte die Gräfin Elisabeth mit einer bescheidenen Anerkennung fremder Vorzüge, wie sie bei Frauen nicht allzuoft gefunden werden mag. „Aber ich kann nichts thun, als Freud und Leid getreulich mit Euch theilen. Fragt nur, wenn Euch irgend Zweifel und Besorgnisse entstehen, Katharina um Rath, sie kann darin die klügsten Männer wie an Muth die herzhaftesten beschämen."

Am folgenden Tage verließ Graf Günther mit seiner Gemahlin und den Herren seines Hofes, die er hier getroffen hatte, die Heidecksburg, um nach Arnstadt zurückzukehren, wo seiner Entscheidung Manches harrte, das während seiner Abwesenheit unerledigt geblieben war. Ein Theil der Hochzeitsgäste folgte bald seinem Beispiele, auch das junge Ehepaar reiste nun nach seinem Schlosse Eisenberg bei Korbach ab, und wer auch die Gastfreiheit auf der Heidecksburg gern noch

länger genossen hätte, fand es jetzt schicklich, sich zu verabschieden. Nach dem geräuschvollen Leben trat wieder die gewohnte Stille ein, welche Katharina von Schwarzburg liebte und nur unterbrach, wenn es ihre Stellung und ihr Rang forderten. Sie hatte bei der Trennung von ihrer Tochter eine Fassung gezeigt, welche bei der gefühlvollen Mutter fast wunder nehmen mußte; ach, sie hatte dieselbe nur durch ihre Geisteskraft erzwungen, um ihrem Kinde das Herz nicht noch schwerer zu machen. Jetzt aber war sie traurig und machte sich doch oft Vorwürfe darüber; war Anastasiia denn nicht glücklich und waren der Mutter nicht noch zwei geliebte Kinder geblieben, von denen sie sich noch lange nicht zu trennen brauchte?

Zweites Kapitel.

Der Krämer.

Vor dem Riedthore zu Arnstadt erhebt sich der rechte Thalrand der Gera mit immer steilern, zum Theil felsigen Hängen bis zu seinem höchsten Punkt, der sogenannten Wasserleite. Ungefähr auf halber Entfernung von dieser Kuppe hatte vor Zeiten ein Nonnenkloster des Benedictinerordens gestanden, der heiligen Walpurgis geweiht, das ursprünglich von einem Grafen von Käfernburg schon im Anfange des zehnten Jahrhunderts bei der Wachsenburg, einer der drei Gleichen, nördlich von Arnstadt, erbaut, dann aber dort abgebrochen und auf diese Stätte über dem Gerathal versetzt worden war. Doch hatte dasselbe hier kaum hundert Jahre gestanden, als es dem Abte zu Hersfeld, welcher das Kirchenregiment damals noch in Arnstadt

übte, aus Gründen besserer Zucht gefiel, das Kloster auf seiner Waldhöhe wiederum abreißen zu lassen und in die Stadt dicht an die Liebfrauenkirche zu verlegen, von welcher es dann neben seinem alten Namen auch das Kloster Unserer lieben Frauen genannt wurde. Graf Heinrich XXXVII., der Gemahl der Gräfin Katharina, hatte dasselbe, wie auch die übrigen Klöster des Landes, sobald er nach dem Tode seines streng katholischen Vaters zur Regierung gekommen war, aufgehoben. Die Mönche des Barfüßerklosters in Arnstadt wie auch die Benedictiner zu Paulinzelle hatten Widerstand geleistet und waren erst mit großem Unwillen, wie der Bericht sagt, abgezogen, als ihnen in Gegenwart des Raths von den kurfürstlich sächsischen Amtleuten zu Saalfeld, den Herren von Dennstedt, Witzleben und Wüllersleben, welche die Reformation durchzuführen hatten, die Wahl gestellt worden war, entweder das Kloster zu räumen oder die evangelisch-lutherische Religion anzunehmen. Die armen Nonnen von Sanct-Walpurgis dagegen hatten sich still gefügt. Auf dem Berge, wo einst ihre Clausur gestanden, war noch der Kirchhof geblieben; die Stätte heißt bis auf unsere Tage der Walpurgiskirchhof und zuweilen fördert der Pflug bei der Ackerbestellung noch Steintrümmer mit Sculpturen zu Tage.

Ein felsiger Vorsprung bei diesem Kirchhofe läßt aus waldiger Umgebung das liebliche Gerathal überschauen; lokale Vergleichungssucht hat ihn in neuerer Zeit die Bastei nach der großartigen Felsmasse an der Elbe genannt. Hier stand im Sonnenbrande des heißesten Julitages ein Mann und schaute unverwandt in der Richtung nach Plaue thalaufwärts. Erwartete er von dort Jemand und hatte darum den Walpersberg, wie er im Volke kurzweg genannt wurde, wie eine Warte bestiegen? Gewiß! In Plaue war Markt, womit der freundliche Ort, als er Stadtrechte bekommen, vom Kaufer auf Ansuchen seines Landesherrn begnadigt worden war, und der Mann auf dem Berge spähte nach einem Wagen aus, der von dort zurückkommen mußte und ihn ganz besonders anging. Er selbst hatte ihn begleiten wollen, war aber so entschieden zurückgewiesen worden, daß er davon abgestanden war. Zufällig hatte er inzwischen ein Geschäft unten in der Mühle gehabt und war dann auf den Gedanken gekommen, hinaufzusteigen, von wo man den Weg von Plaue, welcher jenseits der Gera läuft, übersehen konnte. Die herrliche Aussicht auf das Gebirge mit dem Schneekopf, die sich hier bot, kümmerte ihn nicht, ebenso wenig die Lieblichkeit des Thales, in dem die ferne Ehrenburg, die sich über Plaue erhob, einst Geraburg geheißen, die

Augen jedes Andern auf sich gezogen hätte. Was ging ihn die Burg an? Er war kein Ritter. Die Berge hatten für ihn nun gar keinen Reiz, denn sie erschwerten ihm seine Wanderungen, wenn er mit seinem Kram auf dem Rücken hinaufstieg, um die Leute aus Menschenliebe mit verschiedenen angenehmen Dingen zu versorgen. Wie nahe war er schon daran gewesen, die Mühsal nicht mehr nöthig zu haben; der Vater hatte ihm schon halb und halb sein Wort gegeben, vor Jahr und Tag schon, und noch immer war er nicht Manns genug in seinem Hause, um seinen Willen gegen die eigensinnige Tochter und die Mutter, die hinter ihr stand, durchzusetzen. Heut waren diese Beiden von Arnstadt mit Verwandten der Frau, bei denen sie zum Besuch auf ein paar Tage gewesen, nach Plaue zum Markt gefahren und hatten bei guter Zeit heimkehren wollen, weil jetzt so viel reisiges Volk einzeln und in Trupps das Land durchzog und die Straßen unsicher machte.

Sieh! Blitzte es dort nicht wieder von Stahlhauben? Freilich! Man konnte fünf bis sechs Reiter zählen, die auf Arnstadt ritten. Wie gut, daß ihnen der Wagen nicht aufgestoßen, obgleich die Frauen nicht allein, sondern in Begleitung zweier handfester Bürger gefahren waren! Die Reiter waren vielleicht auch

ehrsamer Leute Kind, ihres Zeichens vielleicht gar Schneider oder Weber, die man sonst für friedfertige Gewerke hält; aber wenn der Bursch erst den Harnisch auf dem Leibe und die Beine über einen Gaul gehängt hat, ist es, als ob der Teufel des Hochmuths und der Gewaltthätigkeit in ihn gefahren wäre. Dem Krämer wurde auf einmal unheimlich auf seiner Klippe, er war sich der Geldkatze bewußt, die er des Geschäfts in der Mühle wegen umgeschnallt hatte; wie leicht konnte er auch auf dieser Seite, noch vor dem sichern Thore, einem Spießer begegnen, der ihm sein Geld abnahm! Der Graf würde seinetwegen dem Kurfürsten, zu dem all dies Volk zog, keinen Fehdebrief geschickt haben. Traurige Zeiten! Gut nur, daß es weit von hier, in Oberdeutschland, zum Pelzwaschen kommen sollte und nicht im gesegneten Thüringerlande! Wenn nur erst alle die Völker, die der Kurfürst und der Landgraf sammelten, dort hinaufgezogen wären, daß man sie hier los würde!

So dachte der Krämer und athmete erst wieder freier, als er sich den festen Mauern und dem starken Thore seiner Vaterstadt näherte, hinter denen sich's wohl und sicher saß. Er hatte sich das Gefährliche seines umherziehenden Gewerbes noch nie so lebhaft vorgestellt wie heute, um so dringender regte sich der Wunsch in ihm,

demselben entsagen zu können und in den Armen eines schmucken Weibchens von den Mühen seines langen Wanderlebens auszuruhen. Aufgeschreckt wurde er aber wiederum durch Pferdegetrappel aus diesem süßen Traume; diesmal war es aber sein eigener Landesherr, der mit einem kleinen Gefolge über die Gerabrücke geritten kam. Er trat ehrfurchtsvoll zur Seite und zog die Kappe.

Der Graf erkannte ihn und grüßte gnädig mit der Hand. Plötzlich fiel ihm etwas ein, er hielt sein Pferd an und winkte den Krämer heran. „Wo kommst Du her, Kandel?“ fragte er ihn, und als dieser ihm demüthig Bescheid gesagt, wollte er von ihm wissen, ob er lange nicht auf dem Ehrenstein gewesen.

„Lange nicht, gräfliche Gnaden!“ erwiderte Kandel. „Dort kaufen sie mir nichts mehr ab. Es hat sich einer von Ilm dort angeschmeichelt, von dem lassen sie sich betrügen.“

„Lieber als von Dir! Er macht's vielleicht nicht so grob!“ lachte der Graf. „Aber wissen wirst Du doch, wie's oben steht, Du weißt ja Alles. Hat der Ehrensteiner in letzter Zeit viel Gäste gehabt?“

„Grausam viel!“ versicherte Kandel, obgleich er nicht das Geringste wußte.

„Von seinen alten Genossen und Reitgesellen, nicht

wahr?" fragte der Graf, während die Edelleute, die ihn begleiteten, ihre Pferde dichter herandrängten. „Willst Du mir einen Dienst leisten, Kandel? Es soll Dein Schade nicht sein."

„Gräfliche Gnaden haben über mich zu gebieten", erwiderte der Krämer, von den letzten Worten angespornt.

„Bringe mir Nachricht, wer etwa in letzter Zeit mit dem Alten auf seinem Horst verkehrt hat", sagte der Graf. „Es ist mir wichtig, das zu erfahren. Aber mache Deine Sache klug und sprich nicht davon. Wenn ich erfahre, daß Du von meinem Auftrage gegen irgend Jemand ein Wort nur gemunkelt hast, so lasse ich Dich hängen. Hörst Du? Gegen keinen Menschen, selbst gegen Deine eigene Herzliebste nicht!"

Der Krämer schüttelte den Kopf mit einem so betrübten Gesichte, daß die Herren lachten.

„Wirst Du denn nicht bald Hochzeit machen?" fragte Graf Günther freundlich, indem er ihm mit der Reitgerte einen leichten Schlag auf die Schulter gab. „Du hast mir schon vor langer Zeit einmal vom Heirathen gesprochen!"

Dem Kandel wurde die Antwort schwer. „Sie will noch warten", stotterte er endlich. „Sie will ein Jahr erst bei Ihro gräflicher Gnaden in Rudolstadt dienen."

„Mir auch recht! Wer ist sie denn? Ein Arnstädter Kind — warum nicht hier?"

„Sie ist nicht aus Arnstadt, ihr Vater hat die Mühle bei Paulinzelle gebaut", erwiderte Kandel.

„Schlag' sie Dir für ein paar Tage aus dem Sinne, verliebter alter Narr, und thue, was ich Dir geheißen habe!" sprach der Graf. „Ich will wissen, hörst Du, wer seit etwa vierzehn Tagen auf dem Ehrenstein aus und ein gegangen ist."

„Etwa der Herr Pfarrer aus Saalfeld?" fragte Kandel.

„Dummkopf! Ich will von Herren aus der Ritterschaft wissen, Du verstehst mich! Mache Deine Sache gut, Du sollst darnach belohnt werden!"

Er gab seinem ungeduldig scharrenden Pferde Zügelfreiheit und sagte, nachdem er eine Strecke fortgeritten war, zu seinen Begleitern: „Weiß Gott, es ist mir verhaßt, einen so feilen Schelm zu dingen, um einen alten ehrlichen Edelmann zu belauschen. Aber wenn man von allen Seiten die schlimmen Praktiken hört, die Schlangenwege sieht, auf denen die Welschen, die des Kaisers Ohr haben, unsere deutschen Landsleute berücken, so wird man endlich auch gezwungen, vom geraden Wege abzugehen. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß die Feinde unserer Sache es jetzt darauf abge-

sehen haben, den Adel deutscher Nation derselben abwendig zu machen."

„An welchen Luther den berühmten Brief geschrieben hat? Nicht doch, gnädiger Herr!" zweifelten die Begleiter des Grafen.

„Den Adel, an welchen Luther geschrieben und Ulrich von Hutten seine feurigen Lieder gerichtet hat!" versicherte Graf Günther. „Der Herzog von Würtemberg hat dem Kurfürsten geschrieben, es seien der Reichsritterschaft kaiserlicherseits Eröffnungen gemacht worden, wie nachtheilig die Grundsätze der Protestanten, nach welchen es hinfort keine Prälaturen und keine Kanonikate mehr geben solle, dem Reichsadel werden würden. Wo es sich um den leidigen Vortheil handelt, sind wir alle gebrechliche Menschen."

„Aber der alte Valentin, der keinen Sohn hat und für die kleinen Enkel in seinen Jahren doch nichts mehr erleben kann?" wandte einer der Edelleute ein.

„Der alte Valentin fängt Feuer wie ein Pulverfaß, wenn von den Rechten des freien Adels die Rede ist!" erwiderte der Graf. „Auf seinen eigenen Vortheil kommt es ihm dabei nicht an. Was hat er davon gehabt, daß er noch in seinen spätern Jahren dem Sickingen zugezogen ist? Nichts als Kosten und Wunden! Jetzt kann er freilich auf keinen Streithengst mehr

steigen und spielt auf seinem Zottel eine absonderliche Reiterfigur, aber mit ganzer Seele ist er doch noch bei der Sache, und wenn er selber auch nicht mehr weiter kommt als bis Arnstadt oder Rudolstadt, so kommen sie doch zu ihm oder schicken ihm Botschaft und wollen sich Raths bei ihm erholen! Da sprach der Kandel von dem Pfarrer in Saalfeld. Ich trumpfte ihn ab, doch mag der immer einen Mittelsmann abgeben, wer kann's wissen? Valentin hat mir selbst erzählt, daß er mit ihm Freundschaft halte von alter Zeit her, wo der geistliche Herr beim Sickingen'schen Heere Feldprediger gewesen ist, und die Geschichte von der Stückkugel, die er hat taufen sollen, habe ich wohl dreimal gehört. Der Aquila macht seinem Namen Ehre, er schaut noch heut mit scharfem Auge weit hinaus in die Welt, weil er weit herumgekommen ist. Die Nachricht vom Bündniß des Kaisers mit dem Papste, die mir zuerst meine Muhme Katharina gegeben, ist von ihm, von dem Saalfelder Superintendenten. Könnt Ihr das glauben? Sie hat es mir nachher gesagt, weil ich an der ganzen Sache zweifelte. Wie ist der aber dazu gekommen? Er ist aus Augsburg gebürtig, hat auch sonst dort als Pfarrer in einem Ort gehaust, bis ihn sein Bischof wegen mißfälliger, lutherisch klingender Predigt in seiner Residenz Dillingen gefangen gesetzt hat; mit

seiner Heimat hält er noch gute Verbindung und jetzt ist dort ein vornehmer italienischer Geistlicher, der zur evangelischen Lehre übergetreten und in Augsburg predigt — in italienischer Sprache!"

Die Herren lachten. „Lacht nicht!" sagte Graf Günther. „Er hat ungeheuren Zulauf. Die Kaufherren verstehen ihn, die haben ihre beste Kundschaft in Italien, woher sie viel indische Waaren über Venedig beziehen, und das gemeine Volk, wenn es auch kein Wort von der welschen Predigt versteht, läuft aus Neugier hinzu, um sich den ehemaligen Kapuzinergeneral, der lutherisch geworden ist, anzusehen. Nun, dieser hat die allerbestimmteste Versicherung gegeben, daß Papst und Kaiser ein Bündniß zur Ausrottung der Protestanten geschlossen haben, und das hat man von Augsburg dem Aquila geschrieben. Daß es wahr ist, hört man nun schon aller Orten, wo der Kaiser werben läßt."

„Aber der Reichsadel wird sich doch nicht beschwatzen lassen!" wandte der Kanzler ein, der neben seinem Herrn ritt. „Und Doctor Aquila, der Luther so nahe gestanden und mit ihm für das Glaubenswerk gestritten hat, wird sich gewiß nicht zu einem Mittelsmann gebrauchen lassen, wenn es gilt, den Adel gegen dasselbe aufzuhetzen."

„Gewiß nicht!" bestätigte der Graf. „Aber es ist

ein ganz anderer Gedanke noch, der dem Adel, wenn er auch am Glauben festhält, soweit er ihn einmal angenommen hat, noch immer im Kopfe spukt, der alte Sickingen'sche Gedanke, der nicht mit ihm zu Grabe getragen ist. Der Hutten hat nicht umsonst den Bund des Adels mit den Städten gegen uns Fürsten gepredigt. Wißt Ihr den Schluß noch auswendig, den Ihr mir einmal vorgesagt?"

Der Reiter im schwarzen Kleide, an den sich der Graf wandte, sagte augenblicklich in gewichtigem Tone die Worte her, welche das berühmte Gedicht Ulrich von Hutten's schlossen:

„Das hoff' ich, mancher Ritter thu,
Manch Graf, manch Edelmann dazu,
Manch Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwerniß hat,
Auf daß ich's nit anheb' umsunst.
Wohl auf! Wir haben Gottes Gunst:
Wer wollt' in solchem bleiben dheim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim!
Amen!

Ich muß aber bemerken", setzte der Gelehrte hinzu, „daß dies Gedicht nicht dasjenige ist, welches den Adel und die Städte gegen die Fürsten aufmahnt, sondern die Deutschen insgesammt mit ihrem Kaiser gegen die Tyrannei Roms. Später erst ließ er ein anderes zu vorbemeldetem Zwecke ausgehen, das heißt: „Bei

dem Wein aus dem freien Frankenland Beklagunge der Freistätte deutscher Nation"; in solchem forderte er die Städte auf, mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen die Fürsten zu machen, welche die gemeine Freiheit unterdrücken wollten, wie er fälschlich vorgibt. Hier lautet es noch ganz anders. Wenn Eure gräfliche Gnaden mir gestatten —"

„Wir schenken Euch die Verse, Doctor!" unterbrach ihn der Graf. „Sie sind noch im guten Gedächtniß geblieben und dem jungen Geschlecht, das Sickingen und Hutten nicht gekannt hat, vererbt worden. Nun denkt Euch, wenn in dem jetzigen Streit, der ganz Deutschland entzünden kann, sich noch ein drittes Bündniß bildete, von dem Niemand einmal recht wüßte, zu wem es sich schließlich wenden würde. Der einzelne Edelmann schon vermag viel, wenn er sich einen Namen gemacht hat, so wir jetzt am Schärtlin sehen, wieviel mehr, wenn sie alle zusammenstehen und eine bewaffnete Macht aufstellen, gleichsam als Zünglein der Wage zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldnern! Da ziemt es, auf seiner Hut zu sein, und deshalb hab' ich eben den Schelm, den Kandel, als Spion gedungen, worüber ich mich freilich schäme. Es ist mir aber so zuverlässig von Zusammenkünften auf dem Ehrenstein erzählt worden, daß ich nicht mehr daran zweifeln kann."

„Mein gnädiger Herr", sagte der Kanzler, „Ihr habt ganz Recht. Man muß in allen Dingen auf seiner Hut sein, um nicht überrascht zu werden. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß der Reichsadel den Fürsten nicht hold ist, weil er fürchtet, seine Reichsfreiheit an sie zu verlieren. Leider dient auch der Lehnsadel — mit Vergunst, Ihr Herren! — den Fürsten nicht überall so treu, wie er sollte, er sucht seinen Vortheil, und wenn ein Fürst sich auch der andern Stände annimmt, hält er sich dadurch für geschädigt. Aber darin muß ich widersprechen, daß eine Einigung desselben gegen die Fürsten jemals zu Stande kommen sollte. Einigung ist nur da, wo einer gebietet und dazu das Recht und die Macht hat. Wir werden es am Schmalkaldischen Bunde erleben, denkt an mich."

Der Kanzler ahnte nicht, daß schon die ersten Ereignisse, als die Bundesgenossen zur That geschritten waren, zur selben Zeit, als er davon sprach, seine Worte gerechtfertigt hatten. Der Kaiser befand sich mit seinem Hoflager noch immer in Regensburg. Er hatte nur etwa neuntausend Mann, darunter dreitausend Spanier, in einem Lager zusammen, er selbst, von der Gicht geplagt, konnte sich nicht einmal zu Roß vor seinem Heere zeigen und befand sich in der alten Reichsstadt mitten unter einer protestantischen Bürgerschaft,

was beim Ausbruche eines Religionskriegs seine eigene Person in Gefahr bringen konnte. Die süddeutschen Städte dagegen hatten bereits vierundachtzig Fähnlein Fußvolk zusammen, zu deren Kriegsobersten sie den bewährten Sebastian Schärtlin von Burtenbach erwählt hatten. Dieser führte ihnen seine selbstgeworbenen sechzehn Fähnlein zu, außerdem standen die Truppen des Herzogs von Würtemberg, achtundzwanzig Fähnlein Fußvolk und sechshundert Reiter, unter Hans von Heideck als Rückhalt bei Günzburg. Schärtlin hatte gerathen, schleunigst loszuschlagen, die kaiserlichen Musterplätze zu überfallen und durch Besetzung der Alpenpässe dem Kaiser den Zuzug aus Italien abzuschneiden. Als der Bundesrath darauf eingegangen, war Schärtlin durch einen Gewaltmarsch mit einer starken Heeresabtheilung vor Füssen gerückt, welches ein Hauptsammelplatz für die Kaiserlichen war; die Besatzung hatte den Ort geräumt und war nach Baiern ausgewichen; sie sollte verfolgt werden, aber die Herren von Augsburg hatten das sogleich ihrem Kriegsobersten verboten, um den Herzog von Baiern, der noch eine unentschiedene Haltung zeigte, nicht zu beleidigen. Schärtlin hatte sich darauf unmuthig gegen Tirol gewandt, Schloß Ehrenberg, welches den Paß der Klause sperrt, durch einen kühnen Handstreich genommen und war im Begriff gewesen, im raschen Zuge weiter zu

marschiren, um das Concil zu Trident auseinander zu sprengen. Aber auch diesen kräftigen Entschluß hatte er nicht ausführen dürfen; die Bundesräthe in Ulm, deren Erlaubniß dazu er nachgesucht hatte, waren darüber erschrocken. Tirol gehörte dem römischen Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, mit dem war man nicht im Kriege, den durfte man nicht reizen. Sie hatten also ihrem Obersten Befehl zur Umkehr gesandt und ihn angewiesen, sich nach Günzburg zur Vereinigung mit den Würtembergern zu ziehen, des Weitern gewärtig, wenn erst die beiden Häupter des Bundes, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, mit ihren Streitkräften herangekommen sein würden. Ein Krieg, der mit schwächlichen Rücksichten begonnen wird, hat keine Aussicht auf Erfolg, es war aber schon das Zeitalter, wo der Krieg längst nicht mehr in seiner furchtbarsten Gestalt, als Vernichtung des Gegners selbst bis zur Ausrottung seines Volks, wie in den Urzeiten der Menschheit, über die Erde ging, und neben den Rücksichten der Menschlichkeit, die leider am wenigsten geachtet wurden, hatten sich auch noch viel andere gefunden, viel schwächliche, welche die Kriegführung lähmten. Nur da, wo ein starker Wille gebietet, kann ein großes Ziel erreicht werden. Der Kanzler des Grafen von Schwarzburg hatte ganz Recht, und viele

Tage sollten nicht vergehen, bis die Nachrichten von Füssen und der Ehrenberger Klause ihren Weg nach Thüringen fanden, um die Worte, die er bei dem Abendritte gegen seinen Herrn geäußert hatte, zu bestätigen. Wenn es nur nicht noch schlimmer kam!

Dem Krämer Kandel war der Auftrag, den er erhalten hatte, trotz des in Aussicht gestellten Lohns sehr bedenklich. Daß der Graf jeden Dienst, der ihm geleistet wurde, mit fürstlicher Großmuth belohnte, wußte Kandel, aber es fragte sich, ob die Gefahr diesmal im Verhältniß damit stand. Er hatte seit vorigem Sommer nicht mehr gewagt, sich im Schloßhofe zu Ehrenstein sehen zu lassen, denn er hatte dort einen Feind, mit dem sich kein vernünftiges Wort reden ließ, weil er überhaupt keine Vernunft besaß. Das war nämlich der Wolfshund des alten Herrn, der seit jenem Tage, wo ihn die heillosen Rangen auf den ehrlichen Handelsmann gehetzt, einen besondern Haß auf diesen geworfen hatte und ihn bei zufälliger Begegnung in Arnstadt, wenn Herr Valentin mit dem Vieh, das er immer mitlaufen ließ, hereinkam, jedesmal grimmig anknurrte. Es war der verhaltene Groll, daß er damals nicht hatte beißen dürfen, und stellte eine doppelte Rache in Aussicht, wenn es ihm einmal gestattet sein sollte. Kandel wäre aber auch sonst nicht in Versuchung ge-

kommen, den Ehrenstein wieder zu betreten, denn der alte Herr, als er ihn das erste Mal nach jener mißglückten Erspähung in der Stadt getroffen, hatte es ibm geradezu verboten. „Du trägst mit Deinem Plunder auch den Leumund im Lande herum! Ich rathe Dir, aus meinem Hause weg zu bleiben!“ hatte Herr Valentin gesagt und dabei recht deutlich auf seine Wolfsrüde hingezeigt, daß der Krämer schon gezittert, er werde flugs zerrissen werden. Und nun sollte er Kundschaft für den Grafen dort einziehen! Als er sorgenvoll an das Thor kam, wurde ihm auf einmal das Herz leicht gemacht: dort sah er ja das Geschirr seines Gevatters flink daherfahren mit der Müllerin und der allerliebsten Lisbeth. Ein kühner Gedanke durchkreuzte seinen anschlagsreichen Kopf, er glaubte einen Rettungsengel zu sehen.

„Nun, da seid Ihr ja alle mit einander!“ rief er, die Kappe vom Kopf reißend, daß ihm das dünne Haar emporflog. „Ich komme gleich nach.“ Vom Wagen grüßten sie ihn, auch Lisbeth, aber wie ernsthaft und stolz sah sie auf ihn herunter, kaum daß sie mit ihrem hübschen Kopf ein wenig genickt hatte! In dem schwarzen voigtländischen Kopftuch mit den zwei gehörnten Schleifen sah sie aus wie eine kleine wunderschöne Teufelin. Kandel hatte sie einmal so genannt und dafür wenig-

stens ein lachendes Gesicht von ihr bekommen; gegen alle andern Menschen war sie ein Engelein, warum mußte sie nur gegen ihn das grausame Herz einer Teufelin haben? Mit langen Schritten folgte er dem dahinrollenden Wagen in die Stadt, wo sein Gevatter am Markt ein großes stattliches Haus besaß. Dort war die Müllerin bei dessen Frau, die aus Adorf im Voigtlande und mit ihr verwandt war, zum Besuch. Nicht ohne Absicht hatte der Müller das veranstaltet; wenn dort der Kandel seine Sache nicht aufs Reine brachte, so war Hopfen und Malz an ihm verloren. Morgen wollten sie aber schon wieder nach Hause fahren und Kandel war seinem Wunsche noch nicht einen Schritt näher gekommen. „Das ist, wenn man seinen Kindern allen Willen läßt!“ dachte er oft mißmuthig „Bei mir, wenn ich die Liesel erst habe und sie mir Kinder schenkt, soll's anders werden! Wenn ich zu meiner Tochter einmal sagen werde: Den nimmst Du! und eins sagt: Nein! so werd' ich zeigen, wer zu befehlen hat.“

Die hübsche Lisbeth war jedoch nicht im entferntesten gewillt, ihm eine solche Gelegenheit zu geben, sie dachte noch immer so, wie sie ihrem Vater einmal geantwortet hatte, da er gesagt: Du hast Dein Theil! Auch heute, wie Kandel ihr mit zärtlichen Blicken gleich

beim Eintritt in die Stube seines Gevatters nahe kam, hatte sie nur kurze schnippische Antworten für ihn und er sah zu seiner Beschämung, daß er hier auf Keinen zu seinem Beistande rechnen konnte, sie lachten ihn eigentlich alle aus. Da bezwang er sich und wurde auf einmal ernsthaft. „Habt Ihr die Reiter unterwegs gesehen?" fragte er, sich von den Frauen abwendend, die beiden Bürger, Vater und Sohn. „Seid Ihr nicht angesprochen worden?"

Sie hatten den Trupp fern vor sich herziehen sehen, angesprochen worden waren sie von einigen Fußknechten um einen Zehrpfennig.

„Die meine ich nicht, ich meine die Reiter! Wenn Ihr denen begegnet wäret, so hätte die Jungfer Lisbeth einen guten Bekannten dabei getroffen."

Lisbeth blickte ihn schnell unwillig erröthend an und die Müllerin verwies ihm die Rede.

„Ja, ja, Frau Müllerin! Ich weiß, was ich sage! Hat die Jungfer nicht selber erzählt, daß sie einmal im Walde einem Kriegsmann hat den Weg zeigen müssen? Der war mit unter den Reitern. Jetzt ist die schöne Summerszeit, wo mancher Reiter zu Felde leit, singt der alte Valentin."

Höher glühten Lisbeth's Wangen und ihre sonst so milden braunen Augen blitzten. „Was weiß

Er davon?" rief sie. „Hab' ich's Ihm etwa erzählt?"

„Mir nicht, dem Vater, aber ich war dabei", erwiderte Kandel. „Weiß die Jungfer nicht mehr? Sie sagte noch, daß der Kriegsmann am Morgen erst in Paulinzelle gewesen und daß sie ihm darauf abends im Walde vor Rudolstadt begegnet sei. Sie wird doch den schmucken Mann nicht vergessen haben! Der war mit unter den Reitern, die heut von Plaue herunterkamen. Wer's nicht glauben will, der kann ihn auf dem Ehrenstein finden. Da zieht Alles hin."

„Auf dem Ehrenstein?" fragte der Hauswirth verwundert, und die Müllerin sagte: „Er kann doch nicht wissen, wie der Mann aussieht, dem die Liese vor langer Zeit bei Rudolstadt begegnet ist, und ob der heute mit unter den fremden Reitern gesteckt hat!"

„Das weiß ich Alles und ich weiß noch mehr!" sagte Kandel, der nun ganz in seinem gewohnten Zuge war. „Der Kriegsmann vor'm Jahre, Jungfer Lieschen, wenn ich reden wollte — ja, den kenne ich, seine ganze Sippschaft und seine Fahrten. Und daß er heut nach dem Ehrenstein geritten ist, das weiß ich, Gevatter Ringebeil, denn ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen." Das war nun in gewohnter Weise frech gelogen, aber er machte sich, wie ihm auch seine

Muhme in Horba öfter vorhielt, kein Gewissen daraus. „Sagte sie nicht, Frau Müllerin“, wandte er sich an diese, „daß Sie in diesen Tagen auf dem Ehrenstein zu schaffen hätte? Ich rathe Euch, laßt die Jungfer daheim!“

Lisbeth warf ihm jetzt einen wahrhaft erzürnten Blick zu, während ihre frischen Lippen sich zu einer derben Abfertigung spitzten. Die Mutter ließ sie aber nicht zu Worte kommen, sondern übernahm jene selbst. Dem Hauswirthe lag indessen daran, über die befremdliche Nachricht, daß sich auf dem Ehrenstein Kriegsvolk zusammenziehe, Auskunft zu erhalten.

„Ja, Gevatter!“ sagte Kandel. „Du steckst in Deinem Bau, ich muß mir's sauer werden lassen, dafür erfahre ich aber auch, wie's in der Welt zugeht. Seit vierzehn Tagen wimmelt das alte Eulennest oben von ritterbürtigen Herren und Reitern und die Leute werden sich wundern, was für ein Ungewitter dort losplatzen wird.“

Er wollte seiner Erfindungsgabe noch mehr Raum gönnen, wurde aber durch den stürmischen Eintritt einiger Handwerksgenossen des Hauswirths unterbrochen. „Eben ist der Landgraf von Hessen hier eingeritten!“ rief der erste, der den Kopf in die Stube steckte. „Unser Herr hat ihn eingeholt! Ich komme aus der goldenen

Henne, da ist viel Redens drüber! Nun wird unser Graf wohl auch mit zu Felde ziehen müssen!"

„Und das wußtet Ihr noch nicht?" rief Kandel. „O ich könnte Euch noch ganz andere Dinge erzählen!" Sie begehrten das aber nicht, wahrscheinlich mochten sie den Werth seiner Erzählungen schon kennen. Was in der goldenen Henne über das wichtige Ereigniß gesprochen worden war, galt ihnen mehr. Was wollte der Landgraf von Hessen hier? Wo kam er her, daß er durch das Riedthor eingeritten war? Aus Schmalkalden über den Wald? Sonst waren die Bundestage immer in Schmalkalden gehalten worden, jetzt aber schon lange nicht mehr, sondern in Ulm. Der Graf mußte doch von seiner Ankunft gewußt haben, daß er ihm entgegengeritten war und auch seinen Kanzler mitgenommen hatte, um gleich unterwegs schon Alles zu verabreden! Diese und andere Fragen wurden von den Bürgern eifrig besprochen und die Frauen saßen still dabei. Kandel hatte erst eine Weile zugehört. Die Welthändel waren nicht seine Sache, wie in seinem Geschäft gab er sich in seiner Neuigkeitskrämerei am liebsten mit dem Kleinhandel ab; darum mischte er sich nicht weiter in das Klugsprechen der Nachbarn, er schwieg aber mit der Miene eines Mannes, der das Alles besser versteht und sie ob ihrer beschränkten Mei-

nungen bemitleidet. Endlich fragte er halblaut wieder die Müllerin, ob sie wirklich auf den Ehrenstein gehen werde.

„Freilich!“ erwiderte diese. „Denkt Er, ich werde mich fürchten, weil soviel Kriegsvolk oben ist, wie Er sagt? Bei uns in Franken fürchten wir uns nicht.“

„Franken? Franken? Seid Ihr nicht aus dem sächsischen Voigtland?“ fragte er.

„Franken sind wir doch!“ entgegnete sie. „Ich habe auf dem Ehrenstein zu schaffen — Er möchte wohl gern wissen, was? Das erfährt Er aber heut nicht.“

„Glaubt die Frau Müllerin, daß Sie mir's erst zu sagen braucht?“ versetzte er mit seinem pfiffigen Lächeln. „In der andern Woche komme ich wieder nach Paulinzelle, da soll Sie mir sagen, ob ich Recht gehabt habe oder nicht mit den edlen Herrn, die oben auf dem Ehrenstein verkehren. Sie geht doch Sonntag hinauf?“

„Uebermorgen!“ sagte die Müllerin.

„Schön! Ich komme vielleicht auch schon früher nach Paulinzelle. Schaue Sie sich nur recht um! Sie kennt ja viele von unserm Adel und wird ja sehen, ob sie Fremde oben trifft. Jungfer Lisbeth will also mit Gewalt auf die Heideckšburg in Dienst gehen? Wenn ich so reich wäre wie Sie, Frau Müllerin, litte ich's nimmer, daß mein Kind diente! Ich redete ihr lieber anders zu.“

„Wer weiß, wie das noch Alles kommt!“ erwiderte die Frau, die ihn wohl verstand. „Frage Er nur bei uns an, wenn Er durch Paulinzelle geht, vielleicht kann ich Ihm dann etwas erzählen.“

Er blickte Lisbeth an und ließ einen tiefen Seufzer hören. Sie sah heute, da ihr noch immer die Wangen glühten und ihre Augen ein Feuer bekommen hatten, wie er es noch nie in ihnen bemerkt hatte, zum Verzweifeln schön aus, aber er hatte sie erzürnt und sie schenkte ihm keinen Blick. Er hatte sie schon früher zuweilen mit dem fremden Kriegsmanne geneckt, dessen Erscheinung sie damals mit solcher Lebhaftigkeit geschildert hatte, daß ein anderer Bewerber als Matthäus Kandel eifersüchtig geworden wäre; eifersüchtig war aber Kandel nicht, dazu hatte er zu viel Welterfahrung und Lisbeth besaß ja außer den Vorzügen ihrer Person noch andere, die ihm noch mehr zu statten kommen sollten als diese. Heute mußte er sich sagen, daß die Aussicht dazu immer schlechter wurde und, wenn er nicht durch einen besonders klugen Anschlag die kleine wilde Taube finge, sie ihm wohl ganz aus dem Garn gehen würde. Allerlei Pläne kreuzten sich bereits in seinem Kopfe. Zunächst aber mußte er doch an den Auftrag des Grafen denken, bei welchem seine Reputation auf dem Spiele stand, und er durfte sich nicht

damit begnügen, daß ihm die Müllerin erzählen sollte, wen sie auf dem Ehrenstein gesehen, er mußte sich noch andere Hülfe verschaffen. Seine Muhme fiel ihm wieder ein, aber die war verstockt, und konnte er sich denn überhaupt auf Weibergeträtsch verlassen? O wenn der Gosmar noch im Lande gewesen wäre, sein alter Spießgesell!

Drittes Kapitel.

Ein Fund.

Wie sollte Gosmar noch im Lande sein, wo er gehetzt worden war wie ein wildes Thier und der Verfolgung sich nur mit der ihm angeborenen Fuchslist entzogen hatte! Wenn er freilich gewußt hätte, daß die Spur, die er verloren, so ganz in der Nähe wieder aufzufinden gewesen wäre, eine Spur, die ihn die Gnade seines letzten Herrn, wie unversöhnlich derselbe auch sonst war, sofort von neuem hätte gewinnen lassen, er würde nicht hinweggegangen sein, sondern sich trotz der Weigerung des alten Herrn von Ehrenstein, der sein Haus nicht zu einem Schlupfwinkel für Uebelthäter machen wollte, bei ihm eingeschlichen haben. Jetzt weilte er fern von Thüringen, wenn auch nicht da, wohin ihn der Liebling seiner jungen Jahre, sein

Junker und Zögling, den er so unerwartet wiedergesehen, durch Empfehlung ausdrücklich gewiesen hatte.

Wo aber weilte dieser jetzt? War in der dreisten Behauptung des Krämers, der ihn freilich vom Walpurgisberge aus nicht unter den ziehenden Reitern auf der Straße von Plaue erkannt, noch minder gesprochen haben konnte, nicht doch ein Körnlein Wahrheit? Konnte er ihm nicht gestern oder vorgestern begegnet, konnte er, wenn der Ehrenstein wirklich ein Sammelplatz für geheime Berathungen war, nicht auch dort sein, vielleicht im Geleit eines der Häupter, welche den großen Gedanken Sickingen's und Hutten's bei der jetzigen günstigen Gelegenheit wieder zu erwecken gedachten? Nichts von alledem! Wessen Gedanken Günther suchten, den Sohn eines jüngern Grafen von Schwarzburg und seiner zwar niedrig geborenen, aber rechtmäßigen Ehefrau, den ritterlichen Jüngling, der an manchem Fürstenhofe Wohlgefallen erregt und nach seiner ersten Heimkehr früh verwaist bei seines Vaters Verwandten auf der Heidecksburg gelebt, den nachmaligen Mönch von Paulinzelle, den spätern Hauptmann im kaiserlichen Heere gegen die Franzosen — wessen Gedanken sich damit beschäftigten, wo er jetzt wohl sein und wie es ihm gehen möge — und es gab mehr als ein Gemüth im Thüringerlande, das um

ihn sich Gedanken machte — der mußte weit in die Ferne schweifen, wenn er ihn finden wollte. Abgewichen war er aber nicht von der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte.

Die Reden Kandel's hatten wenig Bedeutung gehabt, richtig dagegen war die Nachricht, welche die Bürger aus dem ersten Wirthshaus der Stadt heimgebracht hatten. Der Landgraf von Hessen war wirklich mit einem kleinen Gefolge nach Arnstadt gekommen, nicht um den Grafen von Schwarzburg zur Truppenstellung für den Bund zu gewinnen, dem dieser mittelbar als Lehnsträger beider Sachsen schon verpflichtet war, sondern nur auf der Durchreise. Er hatte mit dem Kurfürsten Johann Friedrich eine Zusammenkunft verabredet; die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes wollten sich unweit Arnstadt, aber nicht mehr auf Schwarzburgischem Gebiet, sondern auf kursächsischem, zu Ichtershausen treffen. Wenn es heute noch Punkte im Thüringerwalde gibt, von denen man in vieler Herren Länder schauen kann, weil Thüringen im Herzen Deutschlands die alte Zersplitterung am meisten bewahrt hat, so war das zu jener Zeit noch viel schlimmer, obgleich damals schon mehrere der alten reichsunmittelbaren Geschlechter ausgestorben waren. Doch gehörte immer der größte Theil von Thüringen

dem Hause Wettin, welches nach und nach die Markgrafschaft Meißen, die Landgrafschaft Thüringen und endlich das kleine Herzogthum Sachsen-Wittenberg, an welchem die Kurwürde haftete, erworben hatte. Diese Lande waren vor sechzig Jahren von den Söhnen Friedrich's des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, getheilt worden, jenen beiden Prinzen, an denen Kunz von Kauffungen den vielbesprochenen und furchtbar bestraften Raub begangen hatte. Auf dem Rathhause zu Leipzig war die Theilung vereinbart und dann durch das Loos entschieden worden, nicht nach Landschaften, sondern in wunderlichster Zerstückelung nach Städten, sodaß jeder der beiden Brüder in jedem der Landestheile Meißen und Osterland, Sachsen, Thüringen, dem Voigtland und dem fränkischen Gebiet seine zerstreuten Besitzungen hatte. So waren in Thüringen achtunddreißig Städte auf die eine, zweiundzwanzig auf die andere Portion gefallen. Der Jüngste, Albert, hatte zu wählen, er entschied sich für die letztere, der Aelteste, Ernst, erhielt also den größten Theil von Thüringen und, weil er der Aelteste war, auch die Kurwürde. Die Ernestinische Linie war also damals die Kurlinie, bis die Gewalt der Ereignisse den Kurhut auf die andere, die Albertinische Linie, übertrug, welche ihn später in eine Königskrone verwandelte.

Kurfürst Johann Friedrich, welcher in seiner Stadt Ichtershausen im Gothaischen mit seinen Bundesgenossen zusammentreffen wollte, um die nächsten Maßregeln für den schon von den Oberdeutschen angefangenen Krieg zu verabreden, war der Enkel Ernst's, welcher seine Linie gestiftet, der Sohn Johann's des Beständigen, welcher den Schmalkaldischen Bund geschlossen hatte, der Neffe Friedrich's des Weisen, der kinderlos gestorben war. Von seinen Landen hatte er nur die Pflege Koburg, also den fränkischen Antheil, seinem Bruder Johann Ernst abgetreten, der später auch ohne Erben starb. Die Albertinischen oder herzoglichen Lande besaß der junge Herzog Moritz, ebenfalls Enkel des Stifters seiner Linie, Albrecht's des Beherzten, dessen ältester Sohn, Georg der Bärtige, wie drüben Friedrich der Weise, keinen Sohn hinterlassen, worauf sein Bruder Heinrich der Fromme, Moritz' Vater, ihn beerbt hatte.

Damit war die Reformation, welche Georg streng unterdrückt hatte, auch in dem herzoglichen Sachsen eingeführt worden, aber die beiden Fürsten, welche eines Stammes und eines Glaubens waren, standen gegen einander wegen mancherlei Zwistigkeiten in sehr gespanntem Verhältniß, und der Kurfürst bei seinem heißblütigen, leidenschaftlichen Temperament konnte sich mit seinem jungen Vetter, der ihm zu verschlossen war,

nicht befreunden. Er traute ihm nicht, obgleich dieser äußerlich auch zum Schmalkaldischen Bunde gehörte, und ritt jetzt mit dem festen Vorsatze nach Ichtershausen, den Landgrafen, der seine Tochter an Moritz verheirathet und selbst eine Gemahlin aus dem sächsischen Hause hatte, auf die zweideutige Haltung seines Eidams aufmerksam zu machen. Als er dort ankam, fand er Philipp von Hessen aber noch nicht vor, der war durch einen besondern Zufall in Arnstadt länger festgehalten worden, als er dort zu bleiben willens gewesen war.

Graf Günther hatte ihn mit der alten glänzenden Gastfreiheit seines Hauses aufgenommen und auch die Gräfin Katharina zu dem Festmahl eingeladen, das er seinem erlauchten Gaste gab. Anfangs hatte sie die Einladung ablehnen wollen, da sie gegen den Landgrafen wegen seiner Doppelehe eingenommen war, nicht blos in ihrem reinen Frauengefühl, sondern auch, weil er dadurch der Sache der Reformation unendlich geschadet hatte. Erzählte man doch von dem römischen Könige Ferdinand, daß er geäußert haben solle: Luther würde noch mehr Anhänger gewonnen haben, wenn er dem Landgrafen von Hessen nicht eine Doppelehe gestattet hätte. Was half es, daß Luther selbst und seine treuesten Freunde diese Beschuldigung mit Recht zurück-

wiesen, da er sie allerdings nicht gestattet hatte? Man schenkte ihnen keinen Glauben, die Thatsache war doch geschehen und selbst Aquila mußte einräumen, daß von seiten der Reformatoren nicht der kräftige Widerspruch ausgegangen war, der sie verhindert hätte. Wenn also Katharina von Schwarzburg die Begegnung mit dem Landgrafen, der seine hohe Fürstenstellung dazu benutzt hatte, sich über Gottes Ordnung hinwegzusetzen, gern vermeiden wollte, so hatte sie dazu ihre Gründe. Sie erwog aber auf der andern Seite, daß sie nicht zur Richterin über ihn berufen sei, und da er, wie ihr Graf Günther sagen ließ, ausdrücklich den Wunsch ausgesprochen hatte, sie zu sehen, so überwand sie ihre Abneigung und erschien also auf dem Schlosse zu Arnstadt. Sie wurde wie immer von ihren Verwandten mit Herzlichkeit empfangen; der Landgraf, der sie bisher noch nicht kennen gelernt hatte, weil sie kaum sechzehn Jahre alt, schon vermählt, nicht viel aus ihrer neuen Heimat gekommen war, begegnete ihr mit Auszeichnung, wie er nach Allem, was ihm Graf Günther schon von ihr erzählt hatte, nicht anders konnte. Seine persönliche Erscheinung machte auf sie einen vortheilhaften Eindruck, in seinem Aeußern wie in seinem Wesen sprach sich Entschlossenheit und Mannes-kraft aus. Nur der Zug vorherrschender Sinnlichkeit,

der sich oftmals bemerklich machte, konnte jenen Eindruck in Katharina etwas abschwächen, aber sie war darauf vorbereitet. Er sprach mit ihr von ihrem Vater und ihren Brüdern, die er zu seinen treuen Freunden zählte; zu Schmalkalden in der Grafschaft Henneberg war der Bund geschlossen worden, der nun schon fünfzehn Jahre in Kraft geblieben war und bald die Feuerprobe bestehen sollte, und wiederum in der Grafschaft Henneberg, etwa bei Meiningen, gedachte der Landgraf seine Streitkräfte zu mustern. Im Gespräche mit der Gräfin Katharina erwähnte er dieser Dinge nicht, es waren nur die freundschaftlichen Beziehungen mit ihrem Hause, die er berührte und auf die sie gern einging, es konnte jedoch nicht fehlen, daß auch die allgemeinen Verhältnisse zur Sprache kamen, und der Landgraf staunte über die Klarheit, mit welcher die Gräfin sich darüber äußerte.

„Das ist ein hochherzig Weib!“ sagte er, als er mit dem Grafen Günther nach der Tafel beim Gange durch den Schloßgarten in der schattigen Maienluft eine Weile allein war. „Ich wollte, meine Christine wäre ihr, wenn nicht leiblich, doch an Muth und Geist ähnlich, dann würde ich Niemand anders das Regiment übergeben haben als ihr, während ich im Felde liege. Nehmt Frau Katharina zum Kanz-

ler, lieber Herr und Ohm, Ihr könnt keinen bessern bekommen!"

„Mein heimlicher Rath ist sie schon", erwiderte Günther auf die scherzende Rede. „In wichtigen Dingen frage ich bei ihr an und sie gibt mir immer so einfachen, vernünftigen Bescheid, daß ich oft gemeint, vorher mit Blindheit geschlagen zu sein, weil ich nicht von selbst darauf gekommen war. Wenn einer meiner gnädigen Herren von Sachsen verlangt, daß ich ihm als Lehnsmann in Person zum Kriegsdienst aufsitzen soll, so will ich beherzigen, was Ihr mir eben gesagt habt. Ich glaube selbst, daß meine Muhme Katharina die beste Regentin wäre, die ich für ganz Schwarzburg bestellen könnte!"

„Daß Ihr Euch als Lehnsmann für die beiden Herren von Sachsen nur nicht halbiren müßt!" sagte der Landgraf.

„Sie stehen ja doch auf einer Seite, mein' ich!" versetzte Günther.

„Wer weiß!" entgegnete der Landgraf. „Es wird sich ja bald zeigen. Wundern darf man sich heut über nichts, wenn die Brandenburger uns im Stiche lassen; der Hans von Küstrin ist ja gar ein Schmalkaldner Bundesgenoß gewesen. Seine eigene Mutter, die verwittwete Kurfürstin Elisabeth, hat ihm geschrieben:

„Was könnte wohl greulicher sein uns zu hören, denn daß der, so unter unserm Herzen gelegen, Gottes Wort bekannt und angenommen, jetzo ein Helfer, Vertilger und Verfolger sein sollte deren, so solches haben und fördern!“ “

„Woher wißt Ihr von diesem Brief?“ fragte der Graf.

„Von ihr selbst“, antwortete Philipp. „Ich und der Kurfürst, als Bundeshauptleute, haben ihn abgemahnt, ich habe mit eigener Hand darunter gesetzt, daß wir uns nach der freundlichen Unterredung von Speier solches geschwinden Vornehmens von ihm nicht versehen hätten. Alles umsonst. Er hat sich hinter das alte Vorgeben verschanzt, daß der Kaiser nicht willens sei, der Religion wegen Jemand zu überziehen oder etwas dawider vorzunehmen, sondern sein Vorhaben nur gegen seine Widersacher und Feinde gehe, daher er, der Markgraf, auch ohne Bestallung auf Erfordern nebst andern Reichsständen ihm als seiner ordentlichen Obrigkeit zu gehorsamen schuldig sei. Damit ist nichts gesagt. Es trifft sich, daß wir eben nur in Religionssachen, sonst nirgends, dem Kaiser den Gehorsam verweigern, weil man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. Will er uns also zum Gehorsam zwingen, so ist es wegen der Religion, und die

Fürsten, die sich dazu mit gebrauchen lassen, mögen zusehen, was sie damit anrichten. Ihr thätet auch besser, theurer Herr, wenn Ihr Euch nicht auf eitle Zusagen verließet, doch will ich Euch nicht überreden, es bleibt dabei, wie ich Euch versprochen habe. Nur steht nicht gegen uns."

„Das werde ich nimmer!" erwiderte Graf Günther treuherzig.

Sie waren im Weiterschreiten bis an die rauschende Gera gelangt, wo eine Erscheinung im Wasser ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. An einem starken Zweige, der vom Ufergesträuch mit seinen Spitzen bis in die Flut hing, hatte sich ein unerkennbarer Gegenstand angehängt; fast sah es aus wie ein ertrunkenes Thier, denn die Wellen, die von einem Wolkenbruch auf den Bergen hoch geschwollen waren, hoben, an dem Hinderniß aufschäumend, von Zeit zu Zeit schwarzbraunes Haar in ihrem grünlichen Wasser auf, doch widersprach dieser Annahme die Form, welche eine ziemlich regelmäßige und eckige zu sein schien. Die beiden Fürsten sahen dem Spiel der Wasser an dem räthselhaften Gegenstande eine Weile zu, ihre Vermuthungen ohne ein größeres Interesse aussprechend. Da trat von der andern Seite ein Mann an das Ufer, welcher das Heben und Senken des wunderlichen Dinges auch

bemerkt haben mochte. Ohne die vornehmen Herren, die er vielleicht gar nicht gewahr worden, zu beachten, warf er seine Schuhe und Strümpfe ab, streifte seine kurze Zwillichhose noch höher auf und stieg vorsichtig in das Wasser, dessen Tiefe er wohl kennen mußte. Der Stoßseufzer, den er schreckhaft hören ließ, galt der Eiseskälte, welche die wilde Gera in dortiger Gegend selbst im Hochsommer bewahrt.

„Bringe das Ding her, Kandel!" befahl der Graf, und der Mann erkannte erst jetzt seinen Landesherrn, welcher drüben mit einem vornehm gekleideten Fremden im Schatten stand. Er mußte das Ding aber doch erst haben, und es war gefährlich zu erlangen, da der Fluß bedeutend höher ging, als es vom Ufer aus geschienen hatte. Wenn der Hineinwatende etwa stolperte und fiel, wurde er hinweggerissen und konnte ertrinken, wozu er aber eines vielleicht werthlosen Fundes wegen, den er obendrein dem Grafen bringen und nicht für sich behalten sollte, keine Lust hatte. Er blieb deshalb stehen, soweit es noch sicher war, und versuchte nur den Ast, an welchem das Ding festhing, zu sich herüberzuziehen. Die Fürsten hatten durch seine Bemühung nun auch Interesse dafür gewonnen und der Graf ermuthigte ihn, näher heranzugehen. „Es ist zu tief, gräfliche Gnaden!" erwiderte der Krämer.

„Du Hans in allen Ecken ertrinkst nicht!“ lachte Graf Günther. „Du wirst in einem andern Elemente sterben als im Wasser! Hast Du vergessen, was ich Dir gestern befohlen habe?“

Die Blätter des Zweiges, welche der Mann schon erfaßt hatte, rissen ab und blieben ihm in der Hand, während der Ast nicht nachgab. „Ich habe schon Anstalten getroffen, mein gnädigster Herr“, sagte der Krämer, dem die nackten Beine bereits in der schneidenden Kälte des Wassers zu erstarren anfingen. „Das Ding hier lohnt's nicht, es ist ein alter Sack von Fell, ich hab's deutlich gesehen.“ Er machte Miene, an das Ufer zurückzusteigen, aber ein erneuter Zuruf hielt ihn davon ab; diesmal war es der fremde Herr, der ihn ermuthigte. Wer konnte das anders sein als der Landgraf?

„Versuch's noch einmal!“ rief dieser. „Du sollst ein gutes Finderlohn haben! Ich möchte doch nun sehen, was es ist.“

Der Graf trieb den Zaudernden durch einen Befehl an, dem er nicht widerstreben durfte, wie grausam er es auch fand, so mit dem Leben der Unterthanen zu spielen. Er wagte also noch einen kleinen Schritt vorwärts, haschte von neuem nach dem Zweige und diesmal gelang es ihm besser; er hatte ein paar zähe

Ruthen gefaßt, durch welche er nun wirklich den Ast und mit ihm den Gegenstand mehrfacher Neugier an sich zog. Selbst begehrlich darauf, vergaß er alle Gefahr, bückte sich danach weit hinüber und hatte ihn glücklich erwischt. Es war kein alter Rauchsack, sondern eine kleine viereckige Tasche von unbekanntem, langhaarigem Fell. Triefend brachte der Krämer sie im eiligen Lauf über die Brücke und reichte sie über die niedrige Mauer, welche hier den Weg begleitete, seinem ihm entgegenkommenden Herrn. Der Landgraf verabfolgte ihm ein Geldgeschenk — und Kandel konnte gehen! Vielleicht war der Fund zehnmal soviel werth!

Aber der Graf rief ihn zurück. „Steig' über! Schnall' die Tasche auf!" Sie war den Herren zu naß, nicht wahr? Indessen wurde Kandel's Neugier dabei auch noch befriedigt und sie schenkten ihm die Tasche vielleicht doch noch mit Allem, was sie enthielt, denn was sollten vornehme Herren damit machen? Gewiß hatte sie einer der Reiter verloren, welche gestern an der Gera dahergeritten waren; sie sah ganz aus wie eine Satteltasche.

Richtig! Das Erste, was beim Aufschnallen in die Augen fiel, war ein Halskragen, wie ihn feine Reitersleute, wenn sie sich Sonntags putzen, wohl zu tragen pflegen; der Graf hielt ihn aber für einen Frauen-

fragen und lachte. Er wurde indessen durch den weitern Inhalt bald eines Bessern belehrt. Da war Allerlei, was eben ein Reiter im Felde braucht, bis auf das Büchslein mit Wundsalbe, freilich Alles mit Wasser getränkt, das doch eingedrungen war, obgleich die Tasche merkwürdig fest durch übergreifende Klappen schloß — ein wahres Meisterstück der Täschnerkunst, wie der Krämer wohl beurtheilen konnte. Wenn er sie getrocknet und wieder aufgeputzt hatte, hoffte er damit noch ein gutes Stück Geld zu verdienen. Der Landgraf hatte unterdessen den Fund, während er geöffnet und in seinen verschiedenen Abtheilungen durchforscht wurde, immer aufmerksamer gemustert; immer bunter wurde der Inhalt, offenbar hatte der Reiter viel Beute gemacht. Endlich auf einem feinen Tüchlein, das auf dem Grunde des letzten Bodens gefunden und wegen eines hartanzufühlenden Inhalts aufgewickelt worden war, blinkte es wie Gold hervor — es war ein Frauenkamm von besonderer Form, mit Edelsteinen besetzt.

„Ha!“ rief der Landgraf. „Gib her!“

Das freilich wollte er haben! Zögernd, mit begierig schlagendem Herzen gehorchte der Krämer, seine Finger mußte er fast gewaltsam von dem Kleinod lösen, an das sie sich krampfhaft geklammert hatten. Graf Günther trat überrascht von dem kostbaren Funde dem

Landgrafen näher, der ihn in der Hand hielt und mit funkelnden Augen von allen Seiten betrachtete.

„Das ist ja ein wunderschöner Kamm!" sagte der Graf. „Die Arme, der er geraubt worden ist!"

„Melde Dich bei mir nachher auf dem Schloß!" befahl der Landgraf hastig dem Krämer, der sich vor Aufregung und Aerger, daß ihm ein solcher Fang entgangen war, kaum zu fassen vermochte. „Mein Kämmerer soll Dir mehr zahlen, als das werth ist! Schaffst Du mir aber den, welcher die Tasche verloren hat, oder zeigst mir ihn an, daß ich ihn greifen kann, sollst Du dreifachen Lohn haben!"

Der Graf sah ihn erstaunt an. „Jetzt geh' Deiner Wege!" rief der Landgraf mit Heftigkeit, als Kandel noch immer zauderte. „Nimm den ganzen Bettel mit, Du hast ihn gefunden. Das hier behalte ich, Du sollst dafür bezahlt werden! Leistet doch Bürgschaft für mich, mein Vetter von Schwarzburg, der zitternde Gesell traut mir nicht. Verzeiht nur, daß ich hier befehle, als wäre er mein Unterthan!"

Kandel hatte sich aber schon erschrocken vor dem Blicke des Landgrafen aufgemacht, die Mauer wieder zu übersteigen, und sah von drüben trübselig, wie die beiden Fürsten sich entfernten. O wenn er mit diesem Kamme, hübsch aufpolirt, zur edlen Frau von Bieserodt

gekommen wäre, da hätte er nur fordern dürfen, kein Preis wäre ihr zu hoch gewesen, denn das war ja echt venetianische Arbeit! Den wollte der Landgraf gewiß für seine Buhle mit nach Haus bringen!

„Hier seht Ihr's!" sprach der Fürst, sobald er mit dem Grafen den Rückweg angetreten hatte. „Der Bösewicht, um dessen Verstrickung ich Euch anging und den die Leute Eurer schönen Muhme gewiß mit Absicht entspringen ließen, steckt noch hier! Dieser Kamm ist mir wohlbekannt, er hat der Person gehört, mit welcher der Elende die Flucht ergriffen hat; es ist ein Geschenk, das ich selbst meiner Frau gemacht habe bei ihrer ersten Niederkunft mit meinem Erbprinzen Wilhelm! Sie hat es wenig geachtet nachher und gar weiter verschenkt! Ich sollte es nicht wissen, aber ich fragte einmal darnach, als sie in der Laune war, daß sie nicht recht wußte, was sie schwatzte."

„Ihr thut Eurer fürstlichen Gemahlin Unrecht!" sagte Günther warm.

„Nicht wahr, das sagt Ihro Liebden, Eure Frau Gräfin, auch und die schöne, kluge Katharina, und wer sonst von fürstlichen Frauen das hört!" entgegnete der Landgraf. „Ich bin ein Tyrann, ein Ehrendieb an seinem eigenen Fleisch und Blut, denn christliche Eheleute sollen eins sein. Aber fragt nur die Jungfrauen in

ihrem Dienst und viele Herren am Hofe sogar, die wissen es ebenso gut als ich und wissen noch mehr. Hebt also keinen Stein gegen mich auf. Ich wollte wohl, daß ich mit Eurer Muhme darüber ganz frei und offen einmal sprechen könnte; sie schaute mich an, daß ich es wohl verstanden habe, aber sie ist ein hochgesinntes Weib und würde mich schon absolviren. Die beste Zeugin freilich kann ich Euch nicht mehr zur Stelle schaffen, das ist die, welcher dies Geschmeide gehört hat; ich bitte Euch aber dringend, laßt auf den Gosmar nochmals im ganzen Lande fahnden. Er ist hier versteckt, darauf kann man schwören; dies Schmuckstück, das mit der Tasche doch nicht ein Jahr im Wasser geschwommen sein kann, beweist es."

„Wenn er hier ist", erwiderte der Graf von Schwarzburg nachdenklich, „so könnte er doch nur wiedergekommen sein! Denn ein ganzes Jahr könnte er sich nicht im Lande versteckt gehalten haben, ohne daß er irgendwo gesehen worden wäre; es kennen ihn zu viele ältere Leute."

„Die Spießgesellen vom Bauernkriege verrathen sich nicht!" sagte der Landgraf. „Möglich aber auch, daß er jetzt erst wiedergekommen ist! Das Kleinod kann freilich auch gestohlen sein", fuhr er ruhiger fort. „Oder sie hat es verkauft und es ist längst nicht mehr

in ihren Händen gewesen; ein Anderer als der Gosmar kann die Tasche verloren haben, das muß ich zugeben. Es war aber zu verlockend, daß ich die Beiden, auf die es mir ankommt, hier vielleicht mit einem Zuge des Garns zugleich fangen konnte, da ging mir die kalte Ueberlegung aus. Es ist lächerlich. Wollt Ihr noch einmal fahnden lassen, so thut Ihr mir einen Gefallen, aber laßt uns nicht weiter davon sprechen."

„Das Kleinod mag zuletzt besessen haben, wer da wolle", sprach der Graf, „wie ist die Reitertasche aber in die Gera gekommen? Hineingeworfen? Unmöglich! Verloren — jedenfalls, aber gleich ins Wasser gefallen? Man muß sich den Kopf nicht darüber zerbrechen. Sollte der Gosmar wieder im Lande sein, so wäre er vielleicht auf dem Ehrenstein zu finden; wie ich Euch gesagt habe, da spukt etwas."

„Laßt es spuken! Ich habe den Junkern schon einmal die Lust zur Herrschaft vertrieben, sie sollen es nicht zum zweiten Male gegen die Fürsten wagen! Daß sie es gern möchten, glaub' ich wohl, aber sie können's nicht. Ihre Zeit ist vorbei, jetzt kommt die unserige."

Sie gelangten nun wieder zum Schlosse, wohin die übrige Gesellschaft unterdessen zurückgekehrt war, da sie es für passend erachtet, den beiden Fürsten, welche doch

wohl wichtige Dinge zu besprechen hatten, nicht zu folgen. Graf Günther bat schließlich noch seinen Gast, ihm einen Tag in Arnstadt zuzugeben, um über das, was sich etwa doch auf dem Ehrenstein im Stillen vorbereite, Gewißheit mit auf die Kriegsreise zu nehmen. Er selbst hatte darüber so viele Andeutungen bekommen, daß er kaum daran zweifeln konnte, und wollte nun in eigener Person sich davon überzeugen, da er sich des Einfalls, der ihm bei der gestrigen Begegnung mit dem landfahrenden Krämer gekommen war, hinterher doch nicht getröstete, wie er auch gegen seine Begleiter ausgesprochen hatte. Der alte Valentin war eine so grundehrliche deutsche Natur, daß er selbst sich nicht in hinterlistige Anschläge verwickeln ließ und von solchen, wenn sie auf seinem Schlosse wirklich geschmiedet wurden, jedenfalls keine nähere Kenntniß hatte; darum hoffte aber Graf Günther an ihm eher einen Bundesgenossen als einen Widersacher zu finden, wenn er sie zu entdecken versuchte. Der Landgraf sagte zu und schickte einen seiner Edelleute nach Ichtersleben, um sich bei dem Kurfürsten, falls dieser schon eingetroffen sei, wegen der Säumniß zu entschuldigen.

Kandel verfehlte nicht, sich seinen Lohn zu holen, nachdem er sich zu Hause schicklich angekleidet hatte. Es kostete ihm einige Mühe, im Schlosse, wo es ge-

drängt voll auch in den niedern Regionen war, zu seinem Ziele zu gelangen, aber er hatte einige Bekannte unter der Dienerschaft und vor allem Unverschämtheit, womit man in der Welt schon damals am weitesten kam. Der fremde Herr, der ihm sein rechtmäßiges Eigenthum, den gefundenen Kamm, entzogen hatte, war in der That kein Anderer als der Landgraf von Hessen gewesen, er war aber ein großmüthiger Herr, wie Kandel gestehen mußte, denn die Summe, die ihm der Kämmerer auszahlte, als er endlich bis zu diesem vorgedrungen war, überstieg seine Erwartungen bedeutend. Sehr erfreut kehrte er nach Hause zurück und machte sich sogleich wieder auf den Weg, um den Auftrag seines Herrn, der bei aller vermeintlichen Gefahr ihm doch schmeichelte, bestens zu erfüllen. Er wollte zuerst einmal versuchen, ob er von seiner alten Muhme, der Kräuterfrau, die in letzter Zeit immerfort oben zu schaffen hatte, nicht etwas herausbringen könne; heute noch bis Horba zu gehen, dazu war es schon zu spät, aber er konnte wenigstens seine Kunden in Ilm besuchen. Als noch der alte Graf Günther, der verstorbene, dort Hof gehalten hatte, wie so mancher seiner Vorfahren in Stadt Ilm seine Residenz gehabt, war da ein recht lustiges Leben gewesen und ein Handelsmann, der hübsche Kaufwaare anschaffte, hatte viel verdienen

können. Matthäus Kandel dachte noch gern an die schöne Zeit. Das war aber schon fünfzehn Jahre her, denn nach dem Tode des alten strengen Herrn, als dessen Sohn mit seiner schönen Katharina von Henneberg aus der Verbannung von der Heideckburg Land und Leute geerbt, war er nicht nach Ilm, sondern nach Arnstadt gezogen und Ilm viel einsamer geworden. Es gab aber noch immer von den alten Kunden viele da, die den Krämer, der immer Neues mitbrachte, gern kommen sahen und trotz anfänglicher Weigerung zuletzt doch von seiner Waare etwas kauften. Dabei sammelte er auch Neuigkeiten ein, denn wie es in kleinen Städten geht, wo fürstliche Hofhaltungen sind, bekümmert sich die ganze Stadt um deren geringste und geheimste Dinge, und die guten Ilmer hatten diese Gewohnheit, nachdem die Hofstatt aus ihrer Zwingmauer verlegt worden, auf die benachbarten Edelsitze übertragen. Kandel mußte hier schon etwas hören, was zu seinem Auftrage paßte. Morgen wollte er dann, je nachdem er berichtet worden, sich entschließen, ob er vielleicht trotz des Verbotes geradeswegs in die Löwenhöhle hinaufsteigen oder sie lieber noch umgehen und erst in Horba, nachher in der Mühle zu Paulinzelle horchen solle; auf jeden Fall wollte er sich von seinem Grafen nicht eher betreffen lassen, als bis

er ihm Auskunft geben konnte, wahre oder unwahre, darauf kam es ihm nicht an, sie mußte nur ein Fundament haben.

In Ilm lachten sie ihn aus, als er im Wirthshause von Werbungen sprach, die auf dem Ehrenstein vorgenommen würden; doch regte das Wort Werbungen, das gar soviel überall gehört wurde, die Gemüther auf und es entstand über die Welthändel im Reiche ein so vielstimmiges Durcheinander, wie vor Zeiten in der Judenschule, welche einst an Stelle der benachbarten Kapelle gestanden, ehe die Juden in allen Schwarzburgischen Landen erschlagen worden. Die letzte Frau Aebtissin im Cistercienserinnenkloster, auch eine Gräfin von Schwarzburg, die nach der Zerstreuung der Nonnen Pröpstin in Quedlinburg geworden war, hatte dem Kandel, dem sie immer viel abkaufte, einmal die ganze Geschichte des Judentodtschlags erzählt. Er dachte heute daran, wie die Bürger so laut durcheinander zeterten, und gab es schon auf, ein vernünftiges Wort zu reden, als ein neuer Gast eintrat, vor dem die Leute, als sie ihn bemerkten, nach und nach still wurden. Kandel fuhr aber auf seiner Bank auf, wie von einem Messer angestochen; er brauchte nicht auf den Ehrenstein zu gehen, Herr Valentin kam selber zu ihm! Es war der alte Herr in eigener mächtiger Person, der in die Stube

trat, die Gäste freundlich grüßte und von dem herbeieilenden Wirth seinen Abendtrunk forderte. Zu Kandel's großer Befriedigung hatte er heute den grimmigen Wolfshund, des Krämers persönlichen Feind, nicht bei sich.

„Bleib' sitzen, Matz Kandel! Bei Dir ist ein Platz leer, ich setze mich zu Dir!“ sagte der Edelmann. „Wie geht der Schacher?“

„Euer Gnaden spaßen — ich bin ein guter Christ!“ erwiderte Kandel, durch die heitere Laune des Alten ermuthigt.

„Christ oder Jude, der Schacher ist Dein Gewerbe! Eine Art Zigeuner bist Du auch! Nun ich Dich hier habe, sage mir, was schnüffelst Du um mich und mein Haus herum?“

Kandel erschrak. Wie konnte der alte Herr ihn errathen, da er heute den ersten unverfänglichen Schritt gethan hatte? Doch ließ er sich nicht aus der Fassung bringen, sondern verbarg seinen Schreck und fragte mit Unterwürfigkeit, wie der gnädige Herr das meine. Wenn er mit Kummer nach dem Ehrenstein hinaufschaue, wo er unschuldig, er wisse nicht wodurch, die Kundschaft verloren habe, so sei das doch kein Schnüffeln; er könne auch beschwören, daß er im ganzen Jahre noch nicht in die Nähe des Ehrensteins gekommen.

„Ich rede auch nicht von gestern oder vorgestern, sondern vom vergangenen Jahre!“ erwiderte Valentin, und der Krämer fühlte sich erleichtert. Er hatte nun volle Gelegenheit, sich zu rechtfertigen. Ohne sich etwas Uebles zu denken, sei er der Abweisung der Junker nicht gleich gefolgt, worauf der Hund ihn fast zerrissen; er wisse noch heute nicht, wodurch er sich die Ungnade zugezogen habe, seit aber der edle Herr ihm in Arnstadt ausdrücklich verboten, nach dem Ehrenstein zu kommen, habe er sich nicht einmal bis an den Fuß des Schloßberges getraut.

Herr Valentin legte seine wuchtige Hand, schwer wie die eiserne seines alten Freundes Götz von Berlichingen, auf die Schulter des Krämers. „Ich will Dir etwas sagen, Kandel!“ sprach er. „Du handelst mit falscher Waare! Sei still! Ich meine nicht die Waare, die Du im Kasten führst, sondern die in Deinem Kopf und auf Deiner Zunge. Ich mag nicht, daß Du sie in meinem ruhigen Hause auskramst, will aber auch nicht, daß Du von uns fasches Zeug in der Welt herumschleppst, und darum laß ich Dich lieber gar nicht erst kommen. Zu verdienen ist bei uns alten Leuten auch nichts mehr und die Jungen brauchen keinen Nürnberger Tand.“

Dem Krämer brannte die Erwiderung auf dem

Herzen, daß ja noch ein junges Fräulein oben sei, das gewiß eine oder die andere von seinen schönen Sachen brauchen könne; er wußte von der Verwandten, welche bei den alten Leuten wohnte, Frau von Bieserodt hatte ihm zuerst davon gesagt und durch ihn nähere Auskunft haben wollen, wobei er eben damals gescheitert war; seitdem wußte die ganze Gegend, wer das Fräulein war, denn auf dem Ehrenstein wurde gar kein Geheimniß daraus gemacht, nur sehen ließ sie sich nicht, weil sie sehr krank war. Doch sagte Kandel lieber nichts, für ihn war es auch wichtiger, sich gegen die Beschuldigung, die der Ehrensteiner ihm gemacht hatte, zu verwahren. Ueberall, wo er hinkomme, werde er nach Neuigkeiten gefragt, und freilich höre und sehe er auf seinen Wanderungen Vieles, aber er hüte sich, irgend etwas zu erzählen, das etwa seinen Kunden zum Nachtheil gereichen könne; dennoch werde er oft genug für einen Klätscher gehalten, weil Manches, das er gar nicht gesagt, auf seine Rechnung geschrieben werde. Schließlich bat er, doch nur ein einzig Mal wieder hinaufkommen zu dürfen, da es ihm ja zur großen Schande gereiche, vom Ehrenstein fortgewiesen zu sein, gleich als ob er den gnädigen Herrn oder die gestrenge Frau im Handel betrogen habe. Dies Argument schien Eindruck auf den menschenfreundlichen

alten Herrn zu machen, wie Kandel aus seinem Blick zu erkennen glaubte; ehe er aber Bescheid erhielt, trat waffenklirrend ein neuer Gast ein, und Valentin erhob sich mit dem Zuruf: „Endlich!" als habe er diesen erwartet. Freilich mußte er einen Grund gehabt haben, hier so lange einzukehren.

„Ich sah Deinen Zottel vor der Thür herumführen!" antwortete der Bewaffnete, der zwar nicht den vollen Harnisch, wie er trotz der Feuerwaffen, gegen die er nicht schützte, noch immer beim Adel auf Kriegsritten üblich war, doch aber Helm, Bruststück und Panzerhandschuh trug.

„Ja, ich wußte, daß Du heut nach Ilm kommen mußtest, da bin ich Dir entgegengeritten und will Dich mit hinaufnehmen. Auf einen Tag kommt's wohl nicht an."

„Aufhalten kann ich mich nicht. Ich habe mich für den Herzog anwerben lassen und soll mich nun stellen."

„Um Geld!" sagte Valentin kopfschüttelnd. „Das Ding gefällt mir nicht; sonst hielt's der Adel anders. Aber ich bin alt und kann mich in die neue Zeit nicht schicken."

„Was will man machen!" entgegnete der Andere, der sich nun auf den Platz warf, von welchem Kandel

bescheiden aufgestanden war. „Wollt' ich für meinen Grafen reiten, der auch Reiter braucht, so müßt' ich's als Lehnsmann umsonst thun! Mir ist so schon ein Unglück passirt, Vetter!"

„Nun?" fragte dieser. „Eine Mähre gefallen?"

„Ja, aber nicht, wie Du's meinst, sondern wörtlich, gestolpert und auf die Kniee gestürzt, dicht am Fluß, daß ich beinah hineingefallen und ertrunken wäre!"

„Du lebst noch, Hans! Danke Gott!" sagte Valentin lachend.

„Ich lebe noch und der Gaul hat sich auch nichts gebrochen", erwiderte der Reiter verdrießlich. „Aber meine Satteltasche ist dabei abgerissen und in das Wasser gefallen, das sie gleich fortgetrieben hat."

„O!" sagte Valentin bedauernd. „Schwer kann sie aber nicht gewesen sein, daß sie nicht untergesunken ist."

„Schwer war sie nicht, aber doch viel werth! Was hilft's? Sie ist fort! Ich bin am reißenden Wasser noch eine Strecke mitgeritten und habe sie noch ein paarmal auftauchen sehen, dann mag sie doch wohl untergesunken sein."

„Edler Herr!" unterbrach ihn der Krämer, der hoch aufhorchend zugehört hatte, mit aufgeregter Stimme.

„Was willst Du?" fragte der Fremde. „Hast Du meine Tasche vielleicht gefunden, herausgefischt?"

„Wenn Ihr nach Arnstadt reiten wollt“, erwiderte Kandel, die gerade Antwort umgehend, „auf dem Schlosse ist Seine landgräfliche Gnaden von Hessen eingetroffen, dem ist etwas, so gestern in der Gera gefunden worden, zu Handen gekommen und er wünscht gar sehr, den Eigenthümer, der es verloren hat, zu sprechen. Ich wollte Euch das sagen, da ich so eben gehört habe, was Euch widerfahren ist.“

Bei der Erwähnung des Landgrafen hatte der Fremde den Herrn von Ehrenstein, den er Vetter nannte, rasch und verwundert angeblickt. „Der Landgraf ist in Arnstadt?“ fragte er dann den Krämer, und als dieser es mit einer Betheuerung versicherte. sprach er: „Wenn das wahr ist, so werden wir ja sehen. Woher weißt Du aber, daß meine Satteltasche ihm ausgehändigt worden ist? Wie kommt er dazu?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Kandel. „Aber die Sach' ist richtig; er hat dem, der die Tasche mit Gefahr seines Lebens aus der Gera gefischt hat, befohlen —“

„Schon gut!“ rief der Fremde ungeduldig. „Nun, Vetter Valentin, ich werde doch bei Dir heut ein Nachtlager annehmen — ich habe meine Pferde noch nicht einstallen lassen, komm!“

Der alte Herr gab ihm die Hand. „Das ist recht,

Hans! Morgen kannst Du Deine Tasche Dir holen lassen!" Beide verließen die Gaststube, in welcher es sogleich nach ihrer Entfernung wieder sehr laut wurde; der Krämer sollte nun Rede stehen über die Ankunft des Landgrafen von Hessen und über die gefundene Satteltasche, deren Eigner hier so wunderbar den einzigen Menschen getroffen hatte, der ihm davon berichten konnte; aber Kandel fertigte heute wider seine Gewohnheit die Leute, die von ihm etwas erzählt haben wollten, kurz ab, er schien es sehr eilig zu haben. Fast hätte er vergessen, seinen Krug Bier zu bezahlen. „Du wolltest ja zur Nacht hier bleiben!" sagte der Wirth. „Was beißt Dich denn auf einmal?"

„Ich will dem Herrn Landgrafen melden, wem die Tasche gehört", antwortete Kandel, diesmal der Wahrheit getreu.

„Weißt Du's denn? Kennst Du den Reiter?" fragte der Wirth.

„Kennst Du ihn?" entgegnete Kandel, und zu seiner Freude bejahte es der Wirth und nannte ihm auch den Namen; der Herr war schon vor ein paar Tagen bei ihm eingekehrt, ein Junker von Fehde aus dem Hennebergischen, von Ostheim vor der Röhn; sein Knecht hatte den Namen berichtet.

„Er hat nicht gelogen!“ erwiderte Kandel, als habe er längst gewußt, was er jetzt erst dem Wirthe abgefragt hatte. „Hans von Fehde heißt er, kein Wunder, daß er nicht Frieden halten kann. Gute Nacht, Wirth. Morgen komme ich vielleicht wieder.“

Viertes Kapitel.

Nesselkraut.

Von der Abendsonne beleuchtet, ritten die beiden Männer, welche die Stadt Ilm verlassen hatten, langsam jenseits des Flusses am Fuß der Berge hin. Ihre Reitergestalten bildeten einen wunderlichen Gegensatz: der alte Ehrenstein im dunklen Rocke, fast bürgerlich gekleidet, nur mit einem leichten Degen bewaffnet, auf seinem niedrigen Klepper, den er mit Recht Zottel genannt hatte, die langen Beine fast den Erdboden streifend, und neben ihm der stahlblitzende Reiter auf einem großen, starken Pferde, er selbst ein starker, breitschultriger Mann, wenn auch nicht so hochgewachsen als sein Vetter. Der Helm bedeckte mit seinem Rande die Stirn seines kräftigen und gesund blickenden Angesichts und ließ dessen Züge nur um so männlicher erscheinen. Hans von Fehde war wirklich sein Name,

er gehörte zu den Ganerben von Ostheim, wie die Herren vom Stein zum Altenstein, von Mannsbach, von der Tann und Andere mehr, Vasallen im Amte Lichtenberg der Grafschaft Henneberg angesessen. Der Adel wollte zur Zeit von Erfüllung seiner Lehnspflicht nichts mehr wissen, er zog es vor, um Sold im Kriege zu dienen, statt auf eigene Kosten dem Aufgebot seines Lehnsherrn zu folgen; das ganze Lehnsverhältniß, das auf gegenseitige Rechte und Pflichten begründet war, hatte sich im Laufe der Zeiten, besonders seit die Lehen erblich geworden, verdunkelt und gelockert. So war auch Hans von Fehde, und jetzt nicht zum ersten Male, in fremden Sold gegangen, um in der Reiterfahne eines ihm befreundeten Edelmanns zu dienen, den Herzog Moritz von Sachsen zur Anwerbung einer solchen bestellt. Stehende Heere gab es nicht, für jeden Krieg mußten sie erst angeworben werden und nach dem Frieden wurden sie wieder entlassen. Die Kraft und den Kern derselben bildete wieder, wie bei den Alten und in der Germanen Urzeit, das Fußvolk, seit das Ritterthum im Verfall war und Kaiser Max die Landsknechte aufgerichtet hatte. Wie mancher vornehme Herr, die neue Zeit des Krieges verstehend, das Beispiel gegeben, sah man in den Reihen des Fußvolks auch Edelleute, nicht blos als Führer, sondern auch als einfache Streiter,

aus deren Mitte die Führer genommen wurden. Die Verhältnisse waren eben ganz anders wie in unsern Tagen, ein Rangunterschied machte sich nicht so fühlbar, die Führung war nur ein Amt. Doch bildete der Adel noch immer, seines alten Gefolgdienstes eingedenk, vorherrschend die Reiterei und mußte dazu, wenn angeworben wurde, Pferd und Waffen mitbringen, wofür er dann Sold erhielt. Statt der bisherigen Schwergeharnischten, vom Kopf bis zum Fuß in Stahl gehüllt, mit den schweren Ritterspeeren zum Niederrennen des Feindes und langen, oft nur mit zwei Händen zu führenden Schwertern bewaffnet, auf starken gepanzerten Streithengsten, die nur eine solche Last tragen konnten, hatte sich um diese Zeit in Deutschland allmälig eine leichtere Reiterei gebildet, welche gegen die der Franzosen und Südländer außerordentlich abstach und im Nachtheil schien. Diese hatten in ihren sogenannten Ordonnanzcompagnien noch immer die alten Formen und Rüstungen beibehalten, wenn sie auch leichte Reiterschützen dabei hatten. In Deutschland war, man weiß nicht wo und von wem zuerst, aus ärmern Edelleuten, welche sich jene theuern Waffen und Pferde nicht schaffen konnten, eine Schaar zusammengebracht worden, welche nur Helm, Küraß und Eisenhandschuh statt des vollen Harnisches trug, keine Lanze, sondern nur ein tüch-

tiges Schwert nebst zwei langen Reiterpistolen führte, daher auch leichtere und darum schnellere Pferde reiten konnte und im Kriege sich bald freier und brauchbarer zeigte, als man bisher gewohnt war. Das Beispiel hatte Nachahmung gefunden, und jetzt war diese Reitergattung schon so allgemein verbreitet, daß sie vorzugsweise den Namen der deutschen Reiter erhalten hatte, unter welchem sie dann später auch im Auslande in den niederländischen und den französischen Hugenottenkriegen als Soldtruppe mit großer Auszeichnung gekämpft hat. Jene Schwerbeharnischten wurden gar oft von ihr besiegt.

Hans von Fehde zog als deutscher Reiter der Fahne zu, der er seine Dienste weihen wollte, und der alte Valentin, so sehr er sonst jeder Neuerung in Rittersachen abhold war, betrachtete seinen Vetter, als dieser so leicht bewaffnet neben ihm ritt, doch nicht ohne Wohlgefallen. Am Ende war es doch ritterlicher, sich nicht den werthen Leib unantastbar in Eisen zu verstecken, sondern muthig den feindlichen Streichen darzubieten. Die Beiden hatten die Ankunft des Landgrafen von Hessen mit ihren möglichen Ursachen hinlänglich besprochen und Fehde kam wieder auf seine eigenen Angelegenheiten zurück.

„Ich will mir mein Eigenthum schon wiederver-

schaffen", sagte er. „Wie der Landgraf dazu kommt, sich's ausliefern zu lassen, verstehe ich nicht. Er kann mich aber fragen, ich will ihm das kleinste Stück nennen, das in der Tasche gewesen ist; eigentlich brauche ich blos das schönste anzugeben, daran muß er mir glauben."

„Ein seltsam Feldgeräth für einen Kriegsmann!" erwiderte Valentin heiter und gleich sang er das Lied, das ihm einfiel:

„Der in Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein;
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräuelein —

Und wie es weiter heißt! Wenn aber ein schönes Fräuelein — will natürlich sagen Frauelein, ehrlich die Seine! — mit zieht, so kann er auch Frauengeräth für sie kaufen, wie Du! Sie zieht aber nicht mit Dir, weder in den Krieg, noch in Dein Haus! Schlag' Dir's aus dem Sinne, Hans!"

„Sie hat mir's aber angethan, Vetter Valentin! Ich kann nicht von ihr lassen! Wie ich das erste Mal bei Dir war und sah sie bei Deiner Frau stehen, war mir's, als schösse mir einer eine heiße Kugel durch das Herz. Ich bin dann noch zweimal wiedergekommen, und sie weiß auch warum. Jetzt will ich ehrlich mein

Wort anbringen, und wenn sie mich nicht abweist, schenke ich ihr zur Brautgabe den Goldkamm, der muß in ihrem schwarzen Haar wie die Krone einer Königin aussehen. Was nimmst Du mir nur den Muth, Vetter?"

„Weil es mir leid thäte, wenn ein so frischer und tapferer Gesell abziehen müßte als ein geschlagener Mann.

Reitersbub, laß die Röslein stan!
Sie sein nit Dein!
Du trägst noch wohl von Nesselkraut
Ein Kränzelein!"

„Du singst wie ein Rabe, Vetter Valentin!" erwiderte der Franke unmuthig. „Bist Du ihr Beichtvater, daß Du im voraus weißt, ob sie ja oder nein sagen wird, wenn ich ehrlich um sie freie? Ich will ja nicht, daß sie gleich mit mir als mein Eheweib in den Krieg ziehen soll, wie andere Frauen mit ihren Männern, sie soll mir nur ihr Wort geben, daß sie meine Braut sein will; wenn ich dann wiederkomme, mag Hochzeit sein!"

Sie ritten eben auf Nahewinden und bogen links ab; ein Hase lief ihnen über den Weg. Valentin zeigte hin und sagte dann ernsthaft: „Hans! Ich kann Dir nicht helfen, Du mußt Dir's aus dem Sinn schlagen. Wenn ich auch ihr Beichtvater nicht bin, hat doch meine

Frau mit ihr gesprochen und weiß, daß nichts daraus werden kann."

„So hat sie schon einen Andern!" fuhr der Franke auf.

„Ja, Hans, den hat sie!" erwiderte Valentin so ruhig, als ob er in seinem Alter gar keine Ahnung mehr habe, wie einem jüngern Herzen zu Muthe sein müsse bei einer so kalten Abfertigung. „Aber", fuhr Ehrenstein fort, „auch den wird sie nimmer freien; mehr hat sie nicht gesagt, hat's aber meiner Frau feierlich versichert, daß sie Dir nicht hold sein könne. Da ist denn keine Rede mehr davon. Also komm wie ein herzhafter Gesell zu uns, thue nicht liebesiech vor ihr, wenn Du sie antriffst, rede mit ihr wie mit andern Menschen und Du wirst wohl fahren. Ich bin Dir darum entgegengeritten!"

Der Franke verkürzte den Schritt seines Pferdes und sah sich nach seinem Knechte um, der in gebührender Entfernung hinterher kam. Er schien Lust zu haben, den ganzen Ritt nach dem Ehrenstein aufzugeben. Valentin errieth ihn, faßte sogleich in den Zügel seines Begleiters und rief: „Daraus wird nichts! Willst Du selbst der Hase sein, der uns über den Weg gelaufen ist? Du kommst mit, es wird Dir gut sein!"

Fehde gab nach und sie ritten nun eine lange Weile schweigend nebeneinander, bis Ehrenstein wieder das

Gespräch anknüpfte, das nun auf die allgemeine große Frage in Deutschland überging, was daraus werden solle? Wie oft hat sich diese Frage unter stets andern, aber ebenso unerfreulichen Verhältnissen im deutschen Vaterlande wiederholt, ohne je beantwortet zu werden! Sie wird auch nicht eher ihre vollkommene Lösung erhalten, als bis die rechte Form für die Einigung der deutschen Stämme gefunden ist. Bis dahin werden die Raben noch lange um den Kyffhäuser fliegen, wo der alte Kaiser Friedrich Barbarossa im Zauberschlafe sitzt, um zu erwachen, wenn Deutschlands neue Herrlichkeit ihn ruft. An so ferne Dinge dachten aber die Beiden nicht, der deutsche Reiter am wenigsten.

Auf dem Ehrenstein war es still wie immer. Wo hatten sich die Ritter und Reisigen versteckt, von denen die Veste gefüllt sein sollte? Nirgends eine Spur von ihnen! An ihrer Statt waren nur Frauen zu erblicken. Auf dem Wege am Fuße des Schloßbergs kam den Reitern ein altes Weib entgegen, das zweite üble Zeichen, wer daran glaubte! Valentin kannte jedoch die Alte und rief sie an. „Meinst Du auch, Mutter Anne, daß es gut geht? Meine Frau will's behaupten!"

„Die gnädige Frau hat ganz Recht, sie versteht's besser wie ich", antwortete die Kräuterfrau. „Ich brauche nicht mehr heraufzusteigen. Sorgt nur, daß kein

Schreck oder Herzeleid über sie kommt, dann wird's schon werden."

Der alte Herr warf einen Seitenblick auf seinen Begleiter, nickte der Kräuterfrau zu und ritt weiter.

„Ich habe Dich verstanden, Vetter Valentin", sagte Fehde, „und werde mich darnach richten."

Sie waren von oben schon bemerkt worden. Unter der Linde auf dem Vorplatze saß Frau von Ehrenstein mit ihrer jungen Verwandten; man konnte von dort einen Theil des heraufführenden Weges überschauen, und Adelheid war die erste, welche die beiden Reiter kommen sah. Mutter Anne hatte wahr gesprochen; sie sah viel gesünder aus als sonst, oder war der leichte Anflug von Rosenfarbe auf ihren Wangen nur durch den Moment hervorgerufen? Wie sehr erhöhte er den Liebreiz dieser schönen Züge! Es war ein herzerfreuender Blick, die beiden Frauen so traut vereint unter der grünen, breitblätterigen Linde sitzen zu sehen: die ehrwürdige Matrone mit den silberweißen Löckchen und dem freundlichen kleinen Gesicht neben der lieblichen Jungfrau, deren edle Schönheit einen Künstler zur Nachbildung in Marmor begeistern konnte.

Den Berg herauf stürmte es jetzt wie eine wilde Jagd. Es waren wiederum die Knaben, welche von andern Punkten nach dem Großvater ausgeschaut hatten

und ihn nun anmeldeten, wo er schon gesehen worden war. Frau Margarethe hatte mit Adelheid ein langes Gespräch gehabt, das beide tief bewegt zu haben schien, denn sie hatten geweint. Adelheid trocknete ihre schwarzen Augen und hauchte in ihre Hand, um sie darüber zu halten und so jede Spur der Thränen zu verbergen; in ihrem Leben am Hofe hatte sie das gelernt und wohl oft nöthig gehabt. Heute aber half es ihr wenig, denn als die gütige Frau, die wie eine Mutter für sie sorgte, ihre Stirn küßte, wurden ihre Augen doch von neuem feucht und es kostete ihre Mühe, wenigstens die Perlen zurückzuhalten, welche sich durch ihre tiefgesenkten schwarzen Wimpern drängen wollten.

Frau von Ehrenstein empfing den Gast, den ihr Mann mitbrachte, mit der Herzlichkeit, die er schon an ihr kannte. Wie gern hätte sie ihn mit glückverheißendem Blicke empfangen, aber sie konnte ihm durch ihre Miene nur bestätigen, was er bereits von ihrem Gatten gehört hatte. In dieser Miene lag ein theilnehmendes Bedauern, das aber regte seinen Stolz auf, und die Art und Weise, wie er das Fräulein begrüßte, stellte Valentin ganz zufrieden. Das war die männliche Haltung, die er ihm empfohlen hatte! Nun sollte Margarethe, die nicht damit einverstanden gewesen, daß er den Vetter doch noch heraufbringen wollte, ihm Recht

geben; einen Nesselkranz, von dem er ihm gesungen hatte, muß man fest anfassen, dann brennt er nicht, obgleich es im Liede heißt: „Das Nesselkraut ist bitter und sau'r und brennet mich: verloren hab' ich mein schönes Lieb, das reuet mich.“ Wenn sich der Hans nur bis morgen so straff hielt, auf dem Roß und im Kriege sollte ihm das Herz schon wieder leicht werden!

Adelheid pflegte sich sonst, wenn Gäste auf dem Ehrenstein waren, viel zurückzuziehen, oft ließ sie sich gar nicht sehen, oder doch nur in der Stunde, welche nach der Sitte, die dem geselligen Umgang der Frauen und Männer im täglichen Leben enge Schranken setzte, für die Unterhaltung bestimmt war; zu einer Mahlzeit mit Fremden erschien sie fast nie. Heute aber blieb sie an der Seite ihrer Tante; sie hielt es vielleicht im Sinne ihres Oheims für unwürdig, vor einer Gefahr auszuweichen. Und eine Gefahr bedrohte sie doch, das konnte sie in dem ehrlichen Gesicht des fränkischen Vetters lesen, der bald in ihrem Anblick Alles vergessen zu haben schien, was ihm Valentin unterwegs so eindringlich vorgestellt hatte. Er fand indessen heute keine Gelegenheit mehr, vielleicht auch den Muth nicht, zu Adelheid zu sprechen, denn gleich nach der Abendmahlzeit waren die alten Eheleute gewohnt, ihre Gäste, und wenn deren noch so viele waren, zu verlassen, mochten

diese dann noch im Saale bleiben, solange sie wollten, wenn ihnen der Nachttrunk aufgetragen war. Auch heute, wo nur ein einziger Gast, obendrein verwandt ihrem Hause, anwesend war, machten sie davon keine Ausnahme und Adelheid hatte sich schon vor ihnen still zurückgezogen; sie wartete nur draußen noch, um ihnen eine gute Nacht zu wünschen. Der alte Herr sah sie mit einem ganz besondern Blick an, er hatte es auf der Zunge, ihr zu sagen, daß er sie vor einem Sturme bewahrt habe — so wähnte er! — aber Frau Margarethe besaß über ihn in Angelegenheiten, mit denen er nicht umzugehen wußte, einen großen Einfluß und ihr freundlicher Wink genügte, ihn von seinem unzarten Vorhaben abzuhalten. Sie selbst begleitete Adelheid nach ihrer Kammer.

Es war aber nur ein Aufschub, denn am andern Morgen fügte es sich, daß Adelheid, welche, beruhigt durch das Gespräch mit ihrer mütterlichen Freundin, herabgekommen war, als der Gast sich verabschieden wollte, doch einen Moment mit ihm allein bleiben mußte. Frau von Ehrenstein war hinausgerufen worden und ihr Gatte noch mit einem Schreiben beschäftigt, das er seinem Vetter mitgeben wollte.

Kaum war Frau Margarethe hinausgegangen, als Hans von Fehde sich rücksichtslos dem Gefühle überließ,

das er nicht mehr bemeistern konnte. Er nahte Adelheid, welche durch einen schnellen Aufblick nun doch den Moment kommen sah, welchen sie nach der Versicherung ihrer Tante bereits vorüber glaubte. Sie wurde noch bleicher, als sie vorher war, der flüchtige Rosenschein von gestern war wirklich nur vorübergehend gewesen.

„Ich wollte Euch eine Bitte sagen", begann der Franke mit unsicherer Stimme. „Darf ich?"

Sie gewährte es ihm stumm durch eine leichte Bewegung ihrer Hand. Er hätte sehen können, daß diese zitterte, aber seine Augen waren liebebetruken auf ihr schönes Antlitz gerichtet und konnten ungescheut in dessen Zauber sich vertiefen, weil sie die ihrigen niedergeschlagen hatte. „Ich habe kein großes Hab und Gut", fuhr er fort, nachdem er vergebens einen schönen und schicklichen Eingang gesucht, „aber ich habe doch genug, um ehrlich zu bestehen; ich bin ein ehrlicher Mann, mein Vetter Valentin weiß das." Hier verwirrten sich seine Gedanken nun völlig und er stockte, ängstlich harrend, daß sie ihm ein Wort erwidern werde. Sie hätte es auch gethan, wenn er ihr Zeit gelassen hätte; da sie aber nicht gleich sprach, so stürzte er sich, wie er in andern Kämpfen gewohnt war, blindlings auf sein Ziel.

„Ich habe Euch lieb gewonnen und biete Euch wie ein ehrlicher Mann meine Hand —“ Sie konnte ihm nicht wehren, er hatte die ihrige schon ergriffen und hielt sie so fest, daß Adelheid sie ihm lassen mußte. Aber im Zweifel durfte er keinen Augenblick bleiben, wie sie seinen Antrag aufnahm.

„Ihr thut mir viel Ehre, lieber Herr“, fing sie mit bebender Stimme an, aber er ließ sie nicht ausreden, mit einem jubelnden Ausruf drückte er ihre Hand, daß es sie schmerzte.

„Wollt Ihr mich also als Freier annehmen, meine Braut sein?“ rief er. „Ich verlange ja nicht, daß Ihr als mein Weib mit ins Feld ziehen sollt, obzwar das so Viele thun! Hätte ich Alles gewußt, so zöge ich gar nicht, aber ich hatte mein Wort schon gegeben, ehe ich Euch kannte, und muß es nun ehrlich halten.“

Es war ihr endlich möglich geworden, ihre Hand aus seinem eisernen Griff zu befreien, und wie sie dieselbe gleichsam in feierlicher Beschwörung gegen ihn erhob, verstummte er plötzlich, von dem Ausdruck in ihren Mienen mit einer schreckhaften Ahnung erfüllt, die ihm endlich die Worte, die er gestern hörte, in das Gedächtniß rief.

„O könnt' ich Eurem Vertrauen entsprechen!“ sagte Adelheid jetzt in leisen, bebenden Tönen. „Aber ich

darf Euch nicht täuschen! Gebt es auf, Euer Glück zu suchen, wo Ihr es nicht finden könntet; wählt eine Andere, die Eurer würdig ist."

„Keine, keine wüßt' ich, der ich gut sein könnte wie Euch!" rief er. „Bedenkt's Euch noch! Ich will geduldig harren, bis ich zurückkomme; wenn ich nicht wiederkomme, ist ja Alles vorüber!"

„Ich darf Euch nicht mit einer falschen Antwort scheiden lassen", antwortete sie, von dem wahren und treuen Ausdruck seiner Zuneigung gerührt. „Niemals kann ich Euch gehören, es wäre Verrath an Eurem edlen Vertrauen, wollte ich Euch nur einen Augenblick glauben lassen, daß es künftig doch anders werden könnte!"

Sie sprach das, wenn auch in tiefster Bewegung, doch mit einem Ernst aus, daß ihm aller Muth zu einer Gegenrede gebrochen wurde. Es war ihm wie eine Erlösung, daß Frau von Ehrenstein eben eintrat. Diese erkannte auf den ersten Blick, was hier vorgefallen war, aber sie vermied es, das zu zeigen. „Die Müllerin von Paulinzelle ist hier", sagte sie ruhig, indem sie sich unbefangen niedersetzte und sich an Adelheid wandte, ohne den Vetter, der ganz fassungslos schien, anzusehen. „Ihre Tochter kann nicht zu Dir ziehen, oder vielmehr, sie will nicht, sie hat es

sich nun einmal in den Kopf gesetzt, auf der Heidecksburg zu dienen, weil sie die Gräfin, die vielleicht einmal freundlich mit ihr gesprochen hat, förmlich anbetet. Freilich ist sie dort auch schon angenommen; ihre Mutter hat dort eine Muhme, auch aus dem Voigtland, die ihr den Dienst verschafft hat; indessen wenn sie wollte, ließe sich das wohl ändern, die Gräfin wird sich nicht um ihre Schloßmägde kümmern, und der Müller, der hier in unserm Lande angezogen, ist ja ein freier Mann, keiner von den hörigen Leuten, deren Töchter, und wenn sie noch so reich, ihrem Herrn dienen müssen, mögen sie wollen oder nicht. Aber die Kleine hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt. Willst Du noch mit ihr sprechen? Sie ist hier."

Mit Absicht hatte Frau Margarethe sich über den Gegenstand so weit ausgelassen, sie wollte Adelheid Zeit verschaffen, sich zu fassen, und es war ihr gelungen. „Ich werde mit dem Mädchen reden", sagte Adelheid, wandte sich dann in voller Selbstbeherrschung zu dem Franken und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Lebt wohl, lieber Herr! Ich wünsche Euch alles Glück!" Er dankte ihr in unbeholfener Weise und blickte ihr nach, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, dann wurde ihm von Frau von Ehrenstein gutmüthig und geschickt über die Verlegenheit des Moments hinweg-

geholfen. Bald darauf erschien auch Valentin mit seinem Briefe, der ihm sehr sauer geworden war. „Hier, Hans!“ sagte er. „Ob es der Graf wird lesen können, weiß ich nicht, Du kannst es ihm verdolmetschen. Ich will nur, daß er Dir auf mein Wort bei dem Landgrafen wieder zu Deinem Eigenthum verhilft.“

„Würde der an dem Worte eines fränkischen Edelmanns zweifeln?“ entgegnete Hans unwillig. „Muß ich Dein Wort und obendrein noch einen Fürsprecher haben?“

„Es spart Dir viel Reden, Hans! Sei nicht so unwirsch, was hast Du denn?“

„Ich möchte den ganzen Plunder fahren lassen! Es war mir nur an dem einen Stück etwas gelegen! Ja, Vetter Valentin“, fuhr er fort, nachdem er sich umgesehen und bemerkt hatte, daß Frau Margarethe hinausgegangen war, „ich habe Deinen Rath in den Wind geschlagen und muß nun freilich abreiten wie einer, der im Gefecht zerhauen und zerfetzt ist.“

„Hast Du doch den Schnabel nicht halten können und den Korb hinter der Hausthür gefunden?“

„Sie hat mir's deutlicher gegeben. Nun und nimmermehr will sie mein werden. Sie kann mich nicht leiden.“

„Das wird's grade nicht sein!“ erwiderte Valentin. „Aber die Weiber haben ihren eigenen Kopf, auch die besten. Es ist dumm, daß es doch noch mit Dir durchgegangen ist! Gestern warst Du so vernünftig.“

„Sage mir nur noch eins, Vetter Valentin“, versetzte Fehde, der immer unmuthiger drein sah. Was ist's mit dem Andern, von dem Du gestern geredet hast? Das muß ich noch wissen.“

„Weiß ich's etwa?“ erwiderte Valentin. „Meine Frau weiß es auch nicht. Als sie Deinetwegen mit der Muhme gesprochen und die so absolut erklärt hat, sie könne Dich nicht nehmen, hat sie meine Frau endlich gefragt, ob sie vielleicht einem Andern schon ihr Herzchen geschenkt. Da ist sie so bleich geworden wie eine Leiche und hat geantwortet, sie werde dennoch nimmer heirathen, woraus meine Margareth geschlossen, daß sie wohl einem Andern geneigt sei, daß sie aber nicht mit ihm ein Paar werden könne. Es gibt ja Mancherlei, weswegen es oft unmöglich ist. Mehr hat sie darüber nicht sagen wollen und meine Frau hat sie in Ruhe gelassen. Das hab' ich Dir schon gestern erzählt, nun glaube mir's endlich. Hier, stoße noch einmal mit mir an auf eine glückliche Kriegsfahrt, und wenn Du nicht mehr nach Arnstadt reiten willst, so überlaß es mir, ich werde Dir Alles wieder=

schaffen und nachschicken. Ihr werdet doch noch eine Weile bei Leipzig liegen, ehe zum Aufsitzen geblasen wird."

Der Franke erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden, da sein Stolz sich dagegen sträubte, vor den hochfahrenden Landgrafen mit seiner Forderung zu treten und das Recht dazu erst nachzuweisen. Er brach nun auf, sobald er sich auch von Frau von Ehrenstein verabschiedet hatte. Beide sahen ihm von dem Platze unter der Linde nach, als er vom Schlosse herniederritt, und Valentin brummte den Schluß des Volksliedes vom Nesselkranz, das er seinem Vetter abmahnend gestern vorgesungen hatte:

Gesegn' Dich Gott, mein holdes Lieb,
Ich seh' Dich nimmermehr.

Am Fuße des Schloßberges, wo der Weg nach Remda führt, den Hans von Fehde einschlagen mußte, sah er auf einem schmalen Nebenpfade zwei Weiber gehen, deren fremdartig geknüpfte Kopftücher ihm auffielen. Sie schauten sich nach dem Reiter um. Die vorderste war schon alt, die andere, welche dicht hinter ihr ging, hatte aber ein so hübsches Gesicht, daß er davon überrascht wurde. Das mochte die Magd sein, von welcher Frau von Ehrenstein zu ihrer Muhme gesprochen hatte. Was ging sie ihn an! Er trabte vorüber

und erwiderte kaum den demüthigen Gruß, den ihm die beiden Frauen zuriefen.

Nicht lange, nachdem Fehde den Ehrenstein verlassen hatte, ließ der alte Valentin seinen Klepper wieder satteln. „Du wirst Deinen Zottel zu Schanden reiten!“ sagte Frau Margarethe lächelnd.

„Ich muß wahrhaftig nach Arnstadt“, erwiderte er. „Ich hab's dem Hans versprochen. Von dem Kleinod will er nichts mehr wissen, das soll ich ihm aufheben, bis er wiederkommt, die andern Dinge sammt der Tasche hat er aber nöthig im Felde, die will ich ihm durch einen von den Reitern des Grafen Günther nachschicken, wenn dieser sie abgehen läßt. Ich mag nichts versäumen und muß darum gleich reiten.“

Ehe jedoch der Klepper vorgeführt war, erschien auf dem Ehrenstein ein seltener Gast, welcher den alten Schloßherrn seines Rittes überhob. Es war Graf Günther von Schwarzburg, welcher den ihm gebotenen Anlaß benutzte, um sich durch eigenen Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte, die mit jeder Wiederholung immer übertriebener lauteten, zu überzeugen. Da er unangemeldet kam und Niemand hier von seinem Besuch, den er selbst einen Ueberfall nannte, auch nur eine Ahnung haben konnte, so mußte er Alles auf dem Schlosse finden, wie es wirklich war. Dasselbe war

nicht groß genug, um fremdes Volk, das sich hier sammelte, zu verbergen. Er kam nur, von einem einzigen Herrn und einem Diener begleitet, sodaß er keine Aufmerksamkeit erregen konnte, und selbst wenn man ihn kommen sah, so führte nur ein Burgweg herab, und Niemand, der sich etwa entfernen wollte, konnte ihm ausweichen. Es waltete aber die tiefste Ruhe in der ganzen Umgebung des Ehrensteins, und als er in das Thor ritt, das am Tage im Gegensatz zu andern Herrensitzen niemals verschlossen war, konnte er sich schon sagen, daß die Gerüchte, mit denen man ihn belästigt, entweder erlogen oder daß die fremden Gäste bis auf den letzten Mann schon abgezogen waren. Im Schloßhofe sah er keinen Menschen, nicht einmal einen Stallbuben, der ihn hätte anmelden können, nur eine alte Magd steckte ihren Kopf aus einer Bodenluke, zog ihn aber gleich wieder zurück, als der Begleiter des Grafen ihr winkte. „Das ist eine wüste Burg geworden, gnädiger Herr!“ sagte der Edelmann. „Die sind ausgezogen mit Mann und Maus und haben nur die alte Hexe zurückgelassen.“

„Gewiß, Enzenberg!“ erwiderte der Graf heiter. „Herr Valentin hat den Harnisch wieder angelegt und ist auf seinem Klepper mit dem Adelsheere, das bei ihm gemustert worden, nach Oberdeutschland gezogen, um

dort den Ausschlag zu geben, am Ende beide Parteien zu Boden zu werfen."

„Da ist er!" rief Enzenberg. Der alte Schloßherr kam eben aus seiner Thür, keineswegs in kriegerischem Stahl, sondern in seine abgetragene weite Schaube gekleidet. Er hatte trotz seiner Jahre noch immer gute Augen und erkannte den Grafen von Schwarzburg von weitem. Verwundert ging er ihm entgegen, der sich eben vom Pferde schwang.

„Was verschafft mir denn die Ehre, gnädiger Herr?" rief er. „Die Freude, sollt' ich lieber sagen!"

Der Graf schüttelte ihm herzlich die Hand. „Habt Ihr noch einen kühlen Trunk für mich übrig?" entgegnete er. „So viele Gäste werden Euch Keller und Boden geleert haben!"

„Viel Gäste?" fragte Valentin lachend. „Haben sie in Arnstadt auch die Fabel erzählt? Nicht wahr, bei mir soll eine Verschwörung ausgeheckt worden sein, gegen wen, das wissen nur die Obern? Ich armer Wicht! Ein paar gute Freunde oder Söhne von meinen alten Reitgesellen sind bei mir gewesen auf dem Durchzuge dahin oder dorthin zu einem Musterplatze, das ist die ganze Geschichte. Mein Keller ist noch im Stande, Eurer gräflichen Gnaden ein gutes Weinel zu liefern. Kommt nur herein, meine Margareth wird mit ihrer

Küche sich auch schon Ehr' einlegen. Seid willkommen, Enzenberg!" Er reichte auch diesem die Hand, und der Graf, der den Greis zu wohl kannte, um noch irgend eine Heimlichkeit oder Hinterlist zu argwöhnen, folgte ihm in das Haus, wo die Frau ihnen ebenso freundlich und offen entgegen trat, in ihrem einfachen und saubern Hauskleide das Bild einer würdigen Matrone. Sie führte die Gäste in die große Halle und ging dann, das Frühmahl zu beschicken, während Wein und Becher aufgesetzt wurden.

„Ich komme eigentlich im Auftrage eines Andern", sagte der Graf, nachdem er es sich im Saale bequem gemacht. „Ich habe auch Gäste, die auf dem Durchzuge sind, lieber Nachbar. Der Landgraf ist bei mir."

„Das weiß ich", erwiderte Valentin. „Euer lieber Getreuer, der Matz Kandel, hat es mir gestern in Ilm erzählt."

„Wieder der Kandel!" rief der Graf. „In Ilm? Hat er Euch von seinem Fischzuge erzählt?"

Valentin war nur einen Augenblick über den Sinn der Frage zweifelhaft, dann rief er: „Hat er das Ding aus dem Wasser gefischt? Davon hat mir der durchtriebene Schelm nichts gesagt. Der Landgraf hat sich den Fund ausliefern lassen, ich kann Euch aber sagen, wem er gehört."

„Dem Junker Hans von Fehde. Kann ich ihn nicht sprechen?“ entgegnete der Graf.

„Das wißt Ihr also! Freilich wird's Euch der Kandel erzählt haben, der hörte es mit an, wie mein Vetter Hans mir seinen Verlust klagte, aber sprechen kann Eure gräfliche Gnaden den Hans nicht mehr, der ist schon vor einer Stunde fortgeritten.“

„Nach Arnstadt?“ fragte der Graf. „Ich bin ihm nicht begegnet!“

„Nicht nach Arnstadt, er hatte keine Zeit mehr dazu“, erwiderte Valentin. „Ich soll für ihn bürgen, daß ihm die gefundene Satteltasche gehört. Der Kandel wird wohl auch erzählt haben, wie sie in das Wasser gefallen ist. Wollt Ihr bei dem Herrn Landgrafen die Sache vortragen, gnädiger Herr, und das Ding für mich in Empfang nehmen? Erlaubt Ihr, so schicke ich darum.“

„Ja, lieber Herr Valentin, das ist eine schlimme Sache“, versetzte der Graf. Ich glaube schon, daß der von Fehde bei seinem Sturz mit dem Pferde die Satteltasche verloren hat, daran ist gar kein Zweifel. Die Tasche mit dem Reisegeräth hat der Kandel, der sie gefunden hat; die würde er schon herausgeben müssen, es fand sich indessen noch ein ganz besonderes Stück darin vor, das man nicht in der Satteltasche eines Reisigen sucht —“

„Ein goldener Kamm, nicht wahr?“ unterbrach ihn der Alte.

„Wißt Ihr das also? Von wem hat der Junker von Fehde dies Schmuckstück? Vielleicht hat er es Euch erzählt.“

„Gekauft hat er es in Lichtenberg von einem, der's wohl als Beute gewonnen haben mag.“

„Als Beute!“ wiederholte der Graf hastig in einem wegwerfenden Tone. „Hat er Euch gesagt, von wem?“ Sein Auge ruhte dabei so durchdringend auf dem alten Herrn, daß dieser verwundert aufblickte.

„Ihr glaubt doch nicht, daß mein Vetter gelogen hat?“ entgegnete er. „Wenn er selbst das Ding als Beutestück im Kriege gewonnen hätte, was brauchte er's denn zu leugnen? Bei der Erstürmung von Rom sind ganz andere Kostbarkeiten gewonnen worden; von da rührt's her, wie der Gesell erzählt hat, dem mein Vetter es abgekauft hat. Gekannt hat ihn mein Vetter nicht, gefragt auch nicht.“

Der Graf schien zweifelhaft, was er darauf erwidern solle. „Wollt Ihr mir eine Frage ehrlich beantworten, lieber Nachbar?“ brach er dann ziemlich aufgeregt aus.

„Ehrlich antworte ich immer, gnädiger Herr“, versetzte Valentin. „Und wenn ich nicht antworten kann oder mag, sag' ich's auch ehrlich.“

„Wißt Ihr gar nicht, wo der schlimme Gesell geblieben ist, der vor'm Jahre in Blankenburg beim Pfarrer Keiser verhaftet wurde und nachher unterwegs entsprang, als Ihr ihm begegnetet?"

„Das weiß ich nicht, geht mich auch gar nichts an", erwiderte Valentin. „Eure gräfliche Gnaden glaubt doch nicht, daß ich dem Galgenvogel durchgeholfen oder ihn hier auf dem Ehrenstein versteckt habe?"

„Sicher nicht!" sagte der Graf. „Ihr wißt aber, wer es gewesen ist?"

„Der entlaufene Marstaller des Grafen Heinrich, Eures verstorbenen Vetters; freilich weiß ich das. Und daß Ihr auf Ansuchen des Landgrafen ihn verfolgt habt, das hab' ich auch gehört; er muß also dort etwas verbrochen haben. Wie kommt Eure Gnaden jetzt auf einmal darauf?"

„Weil der und kein Anderer Eurem Vetter den goldenen Kamm verkauft haben kann!" erwiderte der Graf. „Ich will Euch Alles sagen, was ich davon weiß. Der Kamm ist bei der Plünderung Roms gewonnen worden, das hat seine Richtigkeit. Ein abgedankter Kriegsmann, der unter dem Schärtlin den Sturm mitgemacht hat, ist damit später nach Hessen gekommen und hat das Geschmeide dem Landgrafen zum Kauf angeboten. Der hat es genommen und den

Gesellen dazu, weil er ihm durch seine Behendigkeit und witzige Rede wohlgefallen. Das ist der Gosmar gewesen, der entlaufene Marstaller meines Vetters. Dem Landgrafen hat er auch gar kein Geheimniß daraus gemacht, sondern sich der alten Geschichte von Annaberg gerühmt — Ihr wißt ja, Valentin, man spricht nicht gern davon. Entlaufen wollt' er aus keinem andern Grunde sein, als sich in der Welt umzuschauen, das friedliche Leben auf dem kleinen Schlößchen habe ihm nicht mehr gefallen. Wer's ihm glaubt!"

Valentin zuckte die Achseln. Vielleicht wußte er mehr davon, aber er sprach sich nicht aus.

„Nun hört!" fuhr der Graf fort. „Den Goldkamm bewahrte der Landgraf bei andern Kleinodien, und als ihm seine Frau endlich nach den beiden Prinzessinnen, die sie ihm schon geboren, einen Erbgrafen schenkte, da machte er ihr mit vielen andern schönen Dingen auch dies kunstvolle Stück aus Welschland zum Geschenk."

Der alte Herr wurde sehr aufmerksam. „Und der Frau Landgräfin ist es entwendet worden?" fragte er.

„Nein", antwortete Graf Günther. „Sie hat es in späterer Zeit weiter verschenkt. Ihr wißt ja, wie es dort steht, mein lieber alter Freund, unter uns brauchen wir die ärgerliche Geschichte nicht zu umschlei-

chen. Sie ist einmal geschehen. Der Landgraf möchte sich gern rechtfertigen vor allen Menschen; es fehlte nicht viel, so hätte er mit meiner Muhme Katharina darüber ein Colloquium gehalten!"

Valentin lachte. „Die würde ihm einen schönen Sermon gegeben haben! Schade, daß es nicht geschehen ist! Der goldene Kamm aber, an wen hat ihn die Landgräfin verschenkt? Ich möchte doch gern wissen, wie er denn endlich nach Lichtenberg gekommen ist, wo ihn mein Vetter gekauft hat."

„Ihr werdet es Euch gleich erklären. Die Landgräfin hatte ein Fräulein, das von Sachsen, wo sie doch zu Hause ist, zu ihr gekommen war, vor etwa acht Jahren; das gewann sie bald sehr lieb, und da sich mittlerweile die unglückliche Gewissensehe mit der Saal angesponnen hatte, mit ihrer Einwilligung, zu der sie gedrängt worden war, so mag sie wohl auf die frühere Wiegengabe ihres Mannes keinen Werth mehr gelegt haben, kurz, sie verschenkte den schönen Goldkamm an ihr Fräulein. Nun war diese früher mit der Saal sehr befreundet gewesen; die Saal, Ihr wißt ja, ist auch aus Sachsen, ihre Mutter, die verwittwete Oberhofmeisterin, eine Miltitz. Beide Mädchen waren gleich alt und kamen ziemlich zu gleicher Zeit aus Dresden fort, die Saal zu der Schwester des Landgrafen, die

ein lustiges Wittwenleben in Rochlitz führt, und die andere, Adelheid geheißen —"

„Wie sonst?" unterbrach Ehrenstein den Grafen lebhaft.

„Ja, das weiß ich nicht. Der Landgraf hat mir nur ihren Taufnamen genannt. Die war zu seiner Frau nach Kassel gekommen, ein Jahr etwa später als die Saal zur Herzogin von Rochlitz. Auf die Saal hatte aber der Landgraf schon seine Augen geworfen. Als nun die Sache sich schicken wollte, mochte die Landgräfin nicht, wie ihr auferlegt war, ganz reinen Mund gehalten haben, wenigstens nicht gegen ihr Fräulein, das sie zärtlich liebte, und diese, wie mir Philipp erzählt hat, ist denn aus allen Kräften bemüht gewesen, sie noch zum ernstlichen Widerspruch zu reizen, dazu hat sie aber die Fürstin nicht bewegen können, und die Ehe ist denn zur linken Hand leider geschlossen worden. Aber mit der Mädchenfreundschaft ist es nun auch aus gewesen. Die Adelheid hat der Saal einen Brief geschrieben, der Landgraf hat ihn gelesen und sagt, daß seine arme Margarethe dadurch äußerst betrübt und in ihrem Gewissen beunruhigt worden; er hat daher die Friedensstörerin vom Hofe entfernen wollen, aber die Landgräfin hat für ihr Fräulein gebeten und getrotzt, bis er nachgegeben, weil er seine rechtmäßige Frau

nicht noch mehr hat kränken mögen und die andere ja ihren Sitz und Staat für sich hat, sodaß sie nicht zusammenkommen. Es hat sich aber doch einmal gefügt, daß die Sachsin, die von ihrer Fürstin mit einem Diener in irgend einem Auftrag verschickt worden, unterwegs mit ihrer Jugendfreundin zusammengetroffen ist, und da soll es denn zu einem herzbrechenden Ausreden gekommen sein. Bald darauf ist sie in aller Heimlichkeit von Kassel entwichen und hat den Diener mitgenommen, das ist aber kein Anderer gewesen wie der Gosmar. Nun habt Ihr die ganze Geschichte. Das goldene Kleinod hat sie vielleicht nachher aus Noth durch den Gosmar verkaufen lassen oder der hat es ihr gestohlen und ist damit auf und davon gegangen. Wohin sie sich gewandt hat, weiß kein Mensch. Dem Landgrafen liegt viel daran, es zu erfahren. Als die Reisetasche in der Gera gefunden wurde und er den Kamm sah, den er gleich wiedererkannte, wurde er ganz heftig und bot dem Kandel den dreifachen Werth, wenn er ihm den schaffe, der ihn verloren. Nachher sah er wohl, daß der Kamm schon in zweiter, dritter Hand sein könne, und sagte, es habe ihn zu sehr verlockt, die Beiden, auf die es ihm ankomme, hier vielleicht auf einen Zug des Garns zu fangen. Er bat mich noch einmal, auf den Gos-

mar fahnden zu lassen, weil der vielleicht doch noch im Lande versteckt sei, und wollte dann weiter nicht von der ganzen Sache gesprochen haben; nachher aber fing er selbst wieder davon an und erzählte mir die ganze Geschichte, wie es mit dem goldenen Kamm zusammenhing und warum es ihn ärgere, den in fremden Händen zu sehen."

„Und hat er Euch gar nicht gesagt, wie das Fräulein seiner Gemahlin geheißen hat?" fragte Valentin, der seinen gewohnten Gleichmuth, der ihn sonst nie verließ, bei der Erzählung des Grafen ganz verloren zu haben schien.

„Er hat sie nicht anders als die Sachsin genannt, einmal nur Adelheid, was ich mir gemerkt habe", erwiderte der Graf. „Nach ihrem Vaternamen habe ich nicht gefragt."

„Hat er Euch auch nicht gesagt, warum sie denn eigentlich aus Hessen fortgegangen ist?" fragte Valentin weiter.

„Er mag sie wohl, da sie Unfrieden gestiftet, nicht sehr gnädig behandelt haben", antwortete Günther. „Gesagt hat er mir nichts, und da er nicht davon sprechen wollte und nur etwa brockenweise mir hinwarf, was ich dann aufgelesen und hier vorgebracht habe, so mocht' ich auch nicht weiter fragen. Sie ist

übrigens katholisch gewesen und hat sich nicht davon abbringen lassen, wie mir noch einfällt, sonst ein schönes Jungfräulein. Das war die einzige Frage, die ich mir erlaubte, und wer meinen lieben Herrn und Gevatter kennt, der kann vielleicht noch auf einen andern Gedanken fallen, warum die Sachsin heimlich entwichen ist. Wem zwei gestattet werden, der sieht sich auch noch nach einer dritten um. Ich rede aber wohl unziemlich. Enzenberg, von dem, was hier besprochen worden ist, laßt nichts gegen Andere verlauten, ich weiß, daß ich mich darin auf Euch verlassen kann."

Enzenberg, der vertrauteste Rath des Grafen, verneigte sich. „Wenn es also steht, mein gnädiger Herr", sagte Valentin, indem er seinen aufgestutzten Knebelbart mehrmals durch die Finger zog, „wird denn der Landgraf das Kleinod, das doch jetzt rechtmäßig meinem Vetter Hans gehört, mir anvertrauen, damit ich es ihm aufbewahre?"

Der Graf glaubte das wohl, denn es war doch immer ein freies Geschenk, dessen der Landgraf sich längst entäußert hatte.

„Er müßte es denn selbst aufbewahren wollen, bis er die schöne Sachsin fragen kann, wie sie darum gekommen ist!" äußerte Valentin mit einem muntern Aufblick seiner großen blauen Augen. „Wenn ich

wüßte, wie sie heißt, könnte ich sie vielleicht auskundschaften."

„Ich werde den Landgrafen darnach fragen", erwiderte Günther. „Da kommt unsere edle Wirthin! Werden wir nicht auch die Freude haben, Eure liebe Nichte zu sehen? Es wird so viel Schönes von dem Fräulein von Rettleben gesprochen, meine Muhme Katharina hat mir besonders von ihr erzählt, sodaß ich sie gern kennen lernen möchte."

Frau von Ehrenstein entschuldigte ihre Verwandte mit dem Siechthum, das sie an ihre Kammer fessele und unfähig mache, sich vorzustellen. „Aber ich denke doch, daß Eure gräfliche Gnaden sie bald kennen lernen werden!" setzte Valentin mit einem Blicke auf seine Frau hinzu, der ihr sagte, daß er ihr viel zu berichten habe.

Sie mußte sich noch gedulden und erst ihren Pflichten als Wirthin gegen den vornehmen Gast und seinen Begleiter genügen. Beide thaten ihrem Frühmahl Ehre an und schieden dann bald. Der Landgraf hatte darum gebeten, weil er noch heute nach Ichtersleben reiten wollte, wo der Kurfürst von Sachsen schon angekommen war.

Fünftes Kapitel.

Zum Kriege.

„Er weiß also nicht, daß ich hier bin! Doch nun wird er es bald erfahren. Ja, meine Mutter, es ist Alles wahr, wie es der Graf von Schwarzburg erzählt hat. Mir gehört der schöne Goldkamm, der jetzt wieder in seinen Händen ist; mag er ihn behalten! Bittet den Vater, daß er deshalb nichts weiter thut. Hier hoffe ich sicher zu sein; er hatte nie ein Recht, mich zu verfolgen, denn wenn ich heimlich von Kassel abgereist bin, so geschah es mit Vorwissen und Bewilligung meiner Herrin, und ich denke doch, daß ich bei meinen Verwandten so wohl geborgen bin wie in der heiligen Freistatt, die ich anfangs aufsuchen wollte!"

„Das bist Du, Kind", antwortete Frau von Ehrenstein, welche darauf bestanden hatte, daß Adelheid ihr

den trauten Mutternamen gab. „Solange wir leben, meine Tochter, sollst Du uns nicht anders als mit Deinem eigenen Willen verlassen, und wenn uns über kurz oder lang der liebe Gott abruft, so ist auch für Dich gesorgt, wie wir ja für unsere beiden Enkel haben sorgen müssen. Verlaß Dich nur ganz auf mich." Adelheid küßte ihre Hand.

„Hätte ich nur Gewißheit, ob der Mann, der mir stets soviel Treue bewiesen, doch den Raub an mir begangen hat, wie sie ihm schuld geben!" sagte sie dann. „Er war noch zwei Tage bei mir, nachdem es geschehen war, er sprach davon mit solchem Unwillen und schien sich meinetwegen zu grämen; ich selbst habe ihm nie den leisesten Verdacht gezeigt, und als ich meinen Entschluß gefaßt hatte, zu Euch zu gehen, geleitete er mich noch ein Stück. Entlassen mußt' ich ihn dann freilich, aber es wurde ihm so schwer, sich von mir zu trennen!"

„Hat er Dir dabei recht ehrlich in die Augen sehen können?" fragte Frau Margarethe. „Mein Herr sagt, daß der Gosmar, wie er ihm als Gefangener begegnet ist, ein gar schlechtes Gewissen gezeigt hat!"

„Es ist nicht aller Menschen Art dieselbe", erwiderte Adelheid.

„Warum verfolgt aber der Landgraf diesen Menschen so grausam, daß er noch heute ihn nicht vergessen

kann? Noch weiß kein Mensch hier, was er eigentlich verbrochen hat. Der Graf von Arnstadt wird es wohl erfahren haben, da er darum angegangen wurde, ihn verhaften zu lassen, und vielleicht hat der es auch der Gräfin in Rudolstadt wissen lassen, um seiner dort habhaft zu werden, aber sonst haben sich die Menschen nur mit allerlei Gerüchten getragen. Du bist so aufrichtig gegen mich gewesen, mein Kind — weißt Du etwas darum? Kann er nur deshalb einen solchen Haß auf ihn geworfen haben, weil er Dir zur heimlichen Abreise verholfen hat? Landgraf Philipp soll freilich der unversöhnlichste Feind sein, wie mein Herr mir oft erzählt hat, ein bitterer, furchtbarer Mann."

„O nein, Mutter, das ist Landgraf Philipp nicht!" entgegnete Adelheid. „Der Vater kennt ihn nur aus jungen Jahren, wo er durch gar Vieles, was ihm geschehen, gereizt war und sich von der Leidenschaft hinreißen ließ; meine Fürstin hat mir oft davon erzählt und gerade sie läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Er ist ein gerechter Mann in allen seinen Thaten und das Volk verehrt seinen Fürsten. Der Gosmar war sein Diener, nicht der meinige, er hat mich gegen meinen Willen begleitet, da er mir nur den Wagen schaffen sollte, mit dem ich abreiste. Ich habe ihn gemahnt, zurückzukehren, er wollte es nicht, aus Furcht vor der

Strafe. Ob ihm sonst noch etwas zur Last fällt, weiß ich nicht, es wird mir schwer, daran zu glauben. Es sollte mir leid thun."

Sie hatte so viel gesprochen, daß sie davon erschöpft schien und tief aufathmend die Hand über die Augen legte. Frau Margarethe blickte sie theilnehmend an, sie kannte ja den Harm, welcher die Jugendblüte dieses einst so fröhlichen Kindes vernichtet hatte. Adelheid's Herz war vor dem innigen Mitgefühl, das sich ihr so zart kund gegeben hatte, endlich aufgegangen. In einer Weihestunde kindlichen Vertrauens hatte sie der mütterlichen Freundin ihr ganzes Leben erschlossen, von dem Tage an, der über dasselbe bestimmt hatte noch in dem Hause zu Dresden, wo sie nach dem Tode ihrer Aeltern Aufnahme gefunden, bis zu ihrem Aufenthalte in Hessen und ihrer Entfernung von dort. Die eigene Jugendzeit lag zwar der ehrwürdigen Matrone, welcher dies volle Vertrauen geschenkt wurde, sehr fern, aber sie konnte doch noch die Gefühle begreifen, die ein junges Herz bewegen, und that, was sie nach ihrem frommen Sinn vermochte, um Adelheid in dem Siege, den sie mit Aufopferung errungen hatte, zu stärken. Ihrem Gatten hatte sie nichts verheimlicht als den Namen, den ihr Adelheid auch erst nach länger Zeit genannt hatte, unter dem Versprechen, ihn verschwiegen zu hal-

ten. Frau Margarethe hatte das offen ihrem Manne gesagt und dieser auch nicht weiter geforscht, doch hätte er bei scharfem Aufmerken auf manches unwillkürliche Zeichen vielleicht eine Ahnung gewinnen können, die ihn sehr überrascht haben würde; ein solches Lauschen und Aufmerken war aber seiner Natur fremd. Ihm genügte es zu wissen, daß dem armen Kinde in früher Jugend für eine wahre und tiefe Neigung, der sie sich ahnungslos hingegeben, die herbste Enttäuschung zu Theil geworden war, nicht durch die Schuld des Mannes, der jene Neigung in ihr geweckt, sondern durch ein dunkles Schicksal, das er selbst ihr nicht näher erklärt hatte, als sie endlich den Wahn erkannt, sein Herz zu besitzen. Was ihn zu ihr geführt, ihn inniger gegen sie gestimmt wie gegen irgend ein anderes Wesen, mit dem er dort verkehrt hatte, war ihr gemeinsamer religiöser Glaube gewesen, für welchen beide unter den Anfechtungen, welche derselbe auch im Lande des so fest katholischen Herzogs Georg erlitt, die gleiche Treue hegten. Der alte Herr Valentin, Sickingen's und Hutten's Freund, hegte freilich für solche blinde Schwärmerei, wie er es nannte, keine sonderliche Sympathie; er hatte in seinem Kriegsleben in religiösen Dingen eine freiere Denkweise gewonnen, doch ließ er Jeden darin gewähren, wenn er nur nicht seine Mit-

menschen schädigte oder allzustreng verurtheilte, wovon er seinen alten Freund Aquila auch nicht frei sprechen konnte. Adelheid mochte denn immerhin ihrem Glauben treu bleiben; es that ihm nur leid, daß sie dadurch in ein Herzeleid verfallen war, das sie wohl nimmer verwinden konnte. Er hatte auch in jungen Jahren einen Freund gehabt, der in unglücklicher Liebe verzweifelnd sich den Tod gegeben hatte, doch bieten dem Manne sich hundert Wege, sich davon loszureißen, in rüstigem Schaffen, im Kriege, in der freien Ferne kann er vergessen und gesunden, dem Weibe aber daheim, in stiller Kammer, bleibt der Harm zugesellt und sie muß mit ihm leben und sterben.

Der Graf von Schwarzburg war unterdessen nach Arnstadt zurückgeritten, fand aber zu seiner Verwunderung den Landgrafen nicht mehr dort. Philipp von Hessen konnte sich durch seine eigene persönliche Angelegenheit, die ihn hier mit einem seltsamen Zufall gefesselt, nur einen Moment von der Verfolgung seiner wichtigsten Pflicht abhalten lassen, er machte sich Vorwürfe, auch nur diesen Augenblick einer menschlichen Schwäche nachgegeben zu haben. Bald nach der Entfernung des Grafen, der ihm zu Gefallen und auch aus eigenem Antriebe nach dem Ehrenstein geritten war, hatte der Landgraf in plötzlichem Entschlusse von der Gräfin

Elisabeth Abschied genommen, und war mit seinem Gefolge nach dem nahen Ichtersleben aufgebrochen. Graf Günther konnte also vor der Hand nicht mit ihm über die Beziehungen reden, die er nach seinem Gespräch mit Ehrenstein näher aufzuklären wünschte. Dieser hatte eine Aeußerung gethan, als ob er mit zur Entdeckung des entflohenen Fräuleins beitragen könne, wenn er nur erst dessen Namen wisse. Valentin hatte so wenig Verstellungsgabe, daß der Graf während des ganzen Gesprächs bemerkt zu haben glaubte, wie er davon aus seinem Gleichmuthe kam. Selbst sein Benehmen bei der Anspielung auf ein besonderes Interesse des Landgrafen für die schöne Sachsin hatte den Grafen darin bestärkt. Er mußte sich aber gedulden, bis er den Landgrafen wiedersah und die wichtigern Angelegenheiten, die dessen ganze Geistesthätigkeit in Anspruch nahmen, so weit geordnet waren, daß er wieder an kleinliche persönliche Dinge denken konnte.

Der Drang der Ereignisse wurde immer gewaltiger, immer stürmischer. Längst gefaßt waren die Entschlüsse, sie mußten zur That werden. Der Kurfürst von Sachsen, der anfangs am meisten gezögert hatte, wenn er auch viel leidenschaftlicher war als der Landgraf, wollte jetzt von keinem längern Aufschub wissen. Beide kamen überein, binnen vierzehn Tagen bei Meiningen

oder Fulda ein Heer von fünfundzwanzigzigtausend Mann mit dem nöthigen Geschütz und eintausendvierhundert Schanzbauern zusammenzuziehen und dann unverzüglich nach Süddeutschland zur Vereinigung mit der Macht der Städte und der Würtemberger aufzubrechen. Es kam aber darauf an, den Kaiser wegen seiner Rüstungen, die offenbar ihnen galten, vor der deutschen Nation anzuklagen. Ehe sie das thaten, richteten sie ein Schreiben an ihn, das ihre Bekümmerniß aussprach, von ihm für ungehorsame Fürsten gehalten zu werden, und ihn erinnerte, daß es wohl billig gewesen, sie zu hören und ihren Gegenbericht anzunehmen, ehe er sich gegen sie gerüstet. „Sie würden sich gegen alle ihnen aufzulegende Beschuldigung des Ungehorsams so zu verhalten wissen, daß Jedermann greifen und spüren solle, wie sie solches vermeinten Ungehorsams unschuldig und Seiner Majestät thätlich und gewaltig Fürhaben und Fürnehmen auf Anstiften des Antichrists zu Rom und seines unchristlichen Concils zu Trident allein die Vertilgung der wahren christlichen Religion, Gottes Worts und seines heilwärtigen Evangelii, auch die Unterdrückung der Freiheit und Libertät der deutschen Nation beabsichtige, und sonst keine andern Ursachen, darum es Seiner Majestät zu thun, vorhanden seien.“

Der Kaiser antwortete auf diese schweren Beschul-

digungen, welche in so starken Worten gegen den katholischen Glauben ausgesprochen waren, mit der Achtserklärung. Es war kaum anders zu erwarten. Schon Plutarch sagte, böse Worte reizen den Gegner mehr als böse Thaten. Karl V. konnte diese Sprache nicht hinnehmen, ohne sie mit kaiserlicher Machtvollkommenheit zu ahnden, wenn er freilich auch nach der Wahlcapitulation nicht berechtigt war, „irgend einen Reichsstand ohne Verhör in die Acht zu erklären, ihm Gewalt anzuthun und fremde Truppen ins Reich zu führen“. Ehe noch die Vertheidigungsschrift, in welcher die Bundeshäupter jene Absicht, ihr Religionsbekenntniß zu unterdrücken, schlagend nachwiesen, in Deutschland verbreitet war, hatte der Kaiser sie schon „als ungehorsame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrühreriſche Verräther und Verletzer der Majestät, auch als Verbrecher des gemeinen Landfriedens“ in des Kaisers und des heiligen Reiches Acht und Aberacht, Pön, Strafe und Buße verfallen erkannt, ihre Stände und Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams entbunden, jedes mit ihnen geschlossene Bündniß und Verständniß für null und nichtig erklärt und alle, welche ihnen anhangen und Unterstützung leisten würden, mit gleicher Strafe bedroht.

Diesem strengen Mandate Nachdruck zu geben, wo war die Macht? Achttausend Mann zu Fuß und siebenhundert Reiter, um den Kaiser bei Regensburg versammelt, das war die ganze Streitkraft, welche er in dem Augenblick der Achtserklärung dem Heere des Schmalkadischen Bundes, an fünfzigtausend Mann stark, entgegenzustellen hatte. Seine Verstärkungen, welche ihm aus den Niederlanden Graf Max von Büren, aus Italien der Herzog Ottavio Farnese, Enkel des Papstes, zuführte, waren erst im Anmarsch; nur die vorsichtigste Kriegführung, die jedem entscheidenden Schlage, bis er gelingen mußte, auswich, konnte ihn vor der Vernichtung durch die Uebermacht retten. Zu dieser Kriegführung hatte aber Kaiser Karl den Meister, ohne ihn noch in seinem Feldherrnwerthe erkannt zu haben, schon gefunden: den Herzog Alba. Bisher hatte sich Fernan Alvarez von Toledo zwar vielfach ausgezeichnet, wofür er auch zum Herzoge von Alba erhoben worden war, aber doch gab ihm der Kaiser den Oberbefehl mehr aus persönlicher Gnade als aus besonderem Vertrauen. All seine Vorsicht, als ein zweiter Fabius Cunctator, durch welche er in seiner langen blutigen Laufbahn niemals überfallen oder in einer Feldschlacht geschlagen worden ist, würde ihm jedoch in diesem Kriege nichts geholfen haben, wenn die Schmalkaldner verstan-

den hätten, von der Zeit und ihrer Uebermacht energischen Gebrauch zu machen. Dazu gehörte aber Einheit des Befehls. „Einer gebiete!“ heißt es schon im Homer's Ilias, und alle Kriege seit dem trojanischen bis auf den jüngsten der Gegenwart haben diesen alten Spruch bestätigt, meist in trauriger negativer Weise. Im Lager von Donauwerth, wo sich die Streitkräfte des Bundes Anfang August vereinigt hatten, wenige Tagemärsche von Regensburg, waren gute Feldhauptleute genug. Landgraf Philipp hatte sich in manchem Kriege schon als Führer bewährt, noch im vergangenen Jahre gegen Heinrich, den vertriebenen Herzog von Braunschweig, der mit Soldtruppen sein Land wiederzuerobern gehofft, selbst aber in Gefangenschaft gerathen war und nun auf der hessischen Veste Ziegenhain saß. Da war Schärtlin von Burtenbach, der Feldoberst der oberländischen Städte, dessen Dienste schon in jungen Jahren von Fürsten eifrig gesucht, der nach der Schlacht von Pavia, noch nicht dreißig Jahr alt, zum Ritter geschlagen worden, was sogar vier Jahre später nach dem Entsatz von Wien gegen die Türken von des Kaisers eigener Hand zum zweiten Male geschehen war, wie ihn auch der Kaiser vor zwei Jahren, 1544, zu seinem Großmarschall, Generalprofoß, Musterherrn und Brandschatzmeister ernannt, sodaß er, nach seinen

eigenen Worten in der hinterlassenen Selbstbiographie, gehalten worden war wie ein Fürst. Endlich konnte doch auch, wenn der Fürstenrang entscheiden sollte, der Kurfürst von Sachsen, ein Mann von der ritterlichsten Tapferkeit, wenn er auch keine Kriegsthaten als Feldherr aufzuweisen hatte, den Oberbefehl führen. Ihm würden sich die vielen Fürsten und Grafen, welche beim Heere waren, gewiß untergeordnet haben, wenn Philipp von Hessen, der freilich den ersten Anspruch auf den Commandostab hatte, das Beispiel der Entsagung gegeben hätte. Es waren außer den beiden Bundeshäuptern noch zwei Prinzen von Sachsen, zwei Herzoge von Braunschweig — der Grubenhagener mit vier Söhnen — der Erbprinz von Baden-Durlach, der Fürst Wolfgang von Anhalt-Zerbst, Graf Christoph von Oldenburg, ein Graf von Oettingen, zwei Grafen von Isenburg, drei von Mansfeld und der Wild- und Rheingraf beim Heere, lauter Reichsunmittelbare. Aber die dringenden Mahnungen des Landgrafen zur Einheit im Kriegsbefehl wurden nicht beachtet, weil man ihn selbst ehrgeiziger Absichten zieh. Es blieb also bei der selbstständigen Führung der einzelnen Heeresglieder, die sich zu gemeinsamer Handlung immer erst in einem Kriegsrath verständigen mußten, diesem traurigsten Nothbehelf, der unter solchen Umständen zwar nicht

zu umgehen ist, aber noch nie zu guten Erfolgen geführt hat.

Das Bundesheer war stark genug, der kaiserlichen Macht wohl sechsmal überlegen; noch viel zermalmender hätte es auftreten können, wenn alle Fürsten, die sich an der Erneuerung des Bundes vor neun Jahren zu Schmalkalden entweder in Person oder durch Gesandte betheiligt hatten, ihrer Verpflichtung treu geblieben wären. Aber weder die Könige von Schweden und Dänemark, noch die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, noch die Herzoge von Pommern und Mecklenburg und viele kleinere deutsche Reichsstände, die sämmtlich zum Bunde gehörten, wollten sich in einen Krieg gegen den Kaiser verwickeln lassen; auch die reichen Nürnberger nicht; der eigene Schwiegersohn des Landgrafen, Herzog Moritz von Sachsen, benahm sich zurückhaltend. Manche wären gewiß durch einen großen Erfolg, welcher den günstigen Ausgang des ganzen Kriegs verbürgte, noch fortgerissen worden. Und dieser Erfolg war zu gewinnen ohne viel Wagniß, denn der Stützpunkt von Donauwerth beherrschte die Donau und den Lech und sicherte die Verbindung, auch die Zufuhr auf dem Strome, im Rücken und zur Seite war nur befreundetes Land, der Herzog von Baiern hatte sich nicht für den Kaiser entschieden. Schärtlin

rieth aber, ihn, der mit dem Hause Oesterreich eng befreundet war und doch bald die Maske abwerfen werde, als offenen Feind zu behandeln, sich aller Donaustädte zu bemächtigen, das ganze Land Baiern durch ausgeschickte Brandmeister und Rotten unter starke Brandschatzung zu legen, die kleinen Städte und Flecken, um sie nicht besetzt halten zu müssen und sich dadurch zu schwächen, ohne Schonung zu zerstören. Es war also der furchtbarste Vernichtungskrieg, zu dem er rieth! Aber schon hatte sich ein dämonisches Schwanken im Entschlusse bei den Bundeshäuptern, das zum Theil in der Verschiedenheit ihres Charakters lag, fühlbar gemacht: es war der lähmende Gedanke, daß der Kaiser doch ihr Herr sei und der Krieg, wie er auch enden möge, immer für sie verhängnißvoll werden könne. Bedenklichkeiten des einen lähmten die Thatkraft des andern und es kam vorerst nur zu Unterhandlungen mit dem Herzoge von Baiern, den sie noch zu gewinnen hofften.

Das war der Anfang des Schmalkadischen Krieges, welchen Schärtlin durch seinen kühnen Handstreich auf die Ehrenberger Klause so trefflich eingeleitet hatte.

Im kaiserlichen Lager bei Regensburg trafen mittlerweile Verstärkungen ein: die Abtheilungen, welche Schärtlin aus der Gegend von Füssen vertrieben hatte,

unter Hildebrand von Madruzzi, der von seinen Wunden längst genesen war; auch neue spanische Truppen langten an, und der Generaloberst des gesammten Fußvolks hielt eine Musterung über dieselben, um sie dann dem Oberbefehlshaber des Heeres vorzuführen. Die Deutschen und Spanier hatten sich dazu nebeneinander aufgestellt und bildeten in ihrer äußern Erscheinung einen merkwürdigen Gegensatz. Uniformen gab es noch nicht, doch ersetzte bei den Spaniern diese die Volkstracht, welche im Heere trotz provinzieller Verschiedenheit allmälig sich vereinfacht und ziemlich gleichförmig gestaltet hatte, vorherrschend die braune Farbe. Bei den deutschen Landsknechten dagegen sah man eine Mischung der buntesten und abenteuerlichsten, der ärmlichsten und reichsten Trachten, wie sie nur in tollen Fastnachtsspielen gefunden werden kann; jeder war darin nach Geschmack und Vermögen völlig unbeschränkt. Aber nicht allein diese äußere Ausstaffirung, auch nicht der jedem Kennerauge auffallende Unterschied der weit schwerern Bewaffnung der Deutschen, sondern die individuelle Verschiedenheit der beiden Nationen bildete jenen großartigen Gegensatz. Die Deutschen meist hochgewachsene, starke, breitschultrige Männer, in deren Reihen jedes Lebensalter fast bis zum Knaben herab vertreten war, blühende Gesichter zwischen wettergebräunten, die

Spanier klein und behend, dunklen Antlitzes, von jener eigenthümlichen, an die Oliven ihrer Heimat erinnernden Färbung, welche die Franzosen veranlaßt hatte, ihre Gegner spottweise nains basanés — sonnverbrannte Zwerge — zu nennen, aber nervig, gestählt für jede Anstrengung, in ihren schwarzen Feueraugen den kriegerischen Charakter verrathend, der sie zur besten Infanterie in Europa gemacht hatte — so stellten sich die beiden mächtigen, in Geviertordnung aufgestellten Heerhaufen dar, jeder mehrere tausend Spieße stark, aber der deutsche viel mehr Raum einnehmend als der spanische.

Vor der Front hielten die beiden Obersten in voller Ritterrüstung auf gepanzerten Pferden, Hildebrand von Madruzzi, ein Italiener von Geburt, aber der deutschen Sprache vollkommen mächtig, der schon im letzten französischen Kriege das deutsche Fußvolk des Kaisers befehligt hatte, und Don Alvaro de Sande, welcher seine Spanier aus Ungarn herbeigeführt. Alle Hauptleute, mit Hellebarde und Schwert bewaffnet, standen im Gliede, sämmtliche Fahnen in der Mitte der Gevierthaufen vereinigt unter dem Schutze eines erwählten Trupps von Hellebardieren. Als sich der Generaloberst des Fußvolks, Marchese von Marignano, einer der merkwürdigsten Abenteurer des sechzehnten Jahrhunderts, mit einem glänzenden Gefolge, das sich ihm ange-

schlossen, dem Musterplatze näherte, ritten ihm die beiden Obersten entgegen und wurden von ihm mit Lebhaftigkeit begrüßt. Dann begann die Heerschau, welche von einer in unsern Tagen freilich sehr verschieden war. Der Marchese ließ zum Schluß beide Regimentsmassen an sich vorüberziehen in ihrer weitläufigen Ordnung; von einer geschlossenen, vom Gleichschritt und allen Bedingungen einer spätern Taktik wußte man noch nichts.

Da wurde dieser letzte Act der Musterung durch die Ankunft eines Höhern unterbrochen; es war der Herzog von Alba, der mit einem großen Geleit vornehmer Krieger, gefolgt von seiner eigenen Leibwache, daherkam. Die beiden Heerhaufen Fußvolk machten Halt und ordneten sich wieder, aller Augen richteten sich auf den Oberfeldherrn, in dessen Hand sie befohlen waren, zum Glück oder zum Unglück. In ruhiger Würde seinen andalusischen Hengst zu gemäßigtem Gange zügelnd, nahte der Herzog; wer ihn noch nie gesehen hatte, konnte eine achtungsvolle Scheu nicht unterdrücken. Diese Stirn hatte sich wohl noch vor Niemand, außer dem Allerheiligsten, gebeugt, von diesem strengen Munde konnte ein Wort der Gnade nicht fließen. Den spanischen Obersten, einen alten tapfern Soldaten, grüßte er mit festem Blicke, Hildebrand von Madruzzi, der ein Bruder des Cardinals von Trident

war, welcher das Bündniß mit dem Papste vermittelt hatte, erfreute sich einiger Worte von ihm. Dann ritt er mit dem Befehlshaber der Reiterei, Castaldo Grafen von Platina, der mit ihm gekommen war, und seinem Gefolge, geführt von dem Generalobersten, der ihm Auskunft über die Truppen geben mußte, an deren Front hinab, und es waren nur wenige unter den Kriegern, welche sich nicht einbildeten, daß sein Auge sie im Einzelnen gemustert habe.

„Ihr habt gutes Volk!“ sagte der Herzog zu Hildebrand von Madruzzi. Von seinen Spaniern verstand sich das von selbst.

„Ich denke, meine Deutschen werden mir Ehre machen!“ erwiderte Hildebrand.

Wie heißt der Hauptmann in der Mitte des ersten Gliedes?“ fragte Alba.

„Nicht wahr, Herr Herzog, das ist ein schöner Mann?“ versetzte der Oberst. „Er nennt sich Günther vom Walde und hat schon unter mir tapfer gekämpft, ist auch auf demselben Schlachtfeld schwer verwundet an meiner Seite gefallen.“

Der Herzog schenkte dem Deutschen, dessen kriegerische Schönheit ihm aufgefallen war, noch einen Blick und der Hauptmann, der seine Augen auf dem Feldherrn gerichtet hatte, senkte dieselben nicht vor denen

Alba's, es lag in diesem Anschauen aber ein Ausdruck, welcher dem Herzoge wohlgefiel. Im Weiterreiten ließ er sich den Namen des Deutschen, der ihm schwer fiel, obgleich er selbst etwas Deutsch verstand, nochmals wiederholen, und als dann der „helle Hauf" an ihm vorüberzog, faßte er den Mann, der ihm besonders aufgefallen war, wiederum scharf ins Auge. Sonst schenkte er den deutschen Kriegern, außer dem Worte, das er zuerst gegen ihren Obersten gesprochen hatte, keine Anerkennung weiter. Es war die rohe, plumpe Kraft, die sich ihm in diesem Kriegshaufen verkörpert zeigte. Die starken Gesellen, wie sie, den Spieß auf der Schulter, mit gespreizten Beinen schwerfällig und langsam dahermarschirten, waren zum gewaltsamen Angriff, zum stiermäßigen Drauflosgehen, zum Mordkampfe Brust an Brust vortrefflich geeignet, er hatte sich davon schon in manchem seiner Feldzüge überzeugen können, vor allem im Thiergarten von Pavia, wo sie ihre eigenen Landsleute, die geächteten Schwarzen im französischen Solde, nach furchtbarem Kampfe niedergemacht hatten. Aber das war Alba's Kriegsmanier nicht und ließ sich in dem jetzigen Kriege gegen eine so bedeutende Uebermacht am wenigsten anwenden. Für seine Kriegführung waren die Spanier geschickter, wie sich schon in der ganzen Bewegung ihres Heerhaufens

zeigte. Wie rasch und gewandt, wie elastisch das Alles! Und wie viel Schützen dabei im Verhältniß zu den Deutschen! „Auf den brennenden Lunten meiner spanischen Arcabuseros", so hatte der Kaiser schon früher einmal geäußert, „ruht die Summe meiner Siege!" Den Feinden durch geschickte Bewegungen Vortheile abzugewinnen und sie aus wohlverschanzter Stellung durch ein mörderisches Feuer zu begrüßen, dazu eigneten sich die Spanier am besten; waren dann die Reihen des Gegners gelichtet, dann mochte die deutsche Bärenkraft mit dem Speerangriff den Sieg vollenden, den aber auch die Spanier im Nahgefecht mit Spieß, Schwert und Dolch ohne sie zu erringen fähig waren. Zufrieden mit dem neuen Zuzug, ließ Herzog Alba die beiden Regimenter in das Lager rücken, das bereits für sie vergrößert und mit ausgedehntern Verschanzungen versehen war.

Als die Deutschen nun in ziemlich gelöster Ordnung über das Feld sich dem Graben und Walle näherten, kam ein junger, stattlich gekleideter Reiter aus Alba's Gefolge herangesprengt und stellte sich auf, als wolle er auf seine Hand noch einmal den Haufen mustern. Die Landsknechte bemerkten das wohl, kümmerten sich aber nicht weiter um ihn, lärmten und sangen ihre Trommelreime, nur hier und da fragte einer, dem das

Herrlein nicht übel gefiel: „Wer ist das junge Blut?“ Niemand aber konnte Antwort geben. Der Einzige, der es vermocht hätte, drückte den Eisenhut tief in die Stirn; warum sollte er sich dem Jünglinge, den er gleich wiedererkannt hatte, bemerkbar machen? Aber ihm gerade galt es, daß dieser sich aufgestellt hatte, um die deutschen Krieger genauer zu betrachten, als es im Gefolge des Herzogs möglich gewesen war; er seinerseits hatte den Hauptmann im ersten Gliede, welcher Alba's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, an dem dunkelgefärbten Antlitz und den langen schwarzen Locken schnell wiedererkannt. Der günstige Eindruck, den er auf ihn bei der Begegnnng im Walde seiner Heimat gemacht hatte, verwischte sich nicht so leicht. Jetzt hatte er ihn in der gelösten Ordnung herausgefunden, spornte sein Pferd ziemlich rücksichtslos in den Haufen hinein und rief: „Landsmann und Namensvetter, finde ich Euch hier wieder? Kennt Ihr mich noch?“

Der Hauptmann grüßte ihn ernst. „Ihr seid der junge Graf von Schwarzburg“, erwiderte er, ohne stehen zu bleiben, und der Jüngling wandte sein Pferd, um neben ihm eine Strecke mitzureiten.

„Der bin ich, Hauptmann Günther! Ihr seht, ich habe Euch gleich erkannt. Wollt Ihr nun streiten gegen die aufrührerischen Fürsten? Ich bin am Rhein

gewesen beim Grafen von Nassau, aber dann mit Reitern, die der deutsche Orden dem Kaiser geschickt hat, zum Kaiser gekommen."

„Wollt Ihr Euch hier die Sporen verdienen?" fragte der Hauptmann.

„Wenn ich es dürfte, wie gern!" rief der junge Graf. „Aber der Kaiser will nicht, daß ich unter die Reisigen trete. Auch mein Vater wünscht es nicht", setzte er zögernd hinzu.

„Habt Ihr Botschaft aus Thüringen?" fragte der Hauptmann wärmer, als er bisjetzt gesprochen hatte.

„Gestern erst", antwortete Graf Günther. „Ich werde Euch im Lager besuchen — darf ich?"

„Ihr werdet in meinem Zelte willkommen sein", antwortete der Hauptmann und nahm den Handschlag an, den ihm der Jüngling vom Pferde bot. Dieser ritt dann hinweg, und die Landsknechte, welche das Gespräch zum Theil mit angehört und sich das Bürschlein, das so keck in ihren Haufen eingedrungen war, näher angeschaut hatten, sahen ihm jetzt ganz wohlmeinend nach. Es verbreitete sich bald, daß er ein Landsgenoß des Hauptmanns war, ein junger Graf von Schwarzburg.

Sechstes Kapitel.

Im Feldlager.

Günther von Friedeburg hatte seinen Vorsatz ausgeführt. Er war wieder eingereiht in die Hauptleute des Kaisers, unter dessen siegreichen Fahnen er bereits gekämpft hatte; der tapfere Oberst, mit dem er bei Cerisolles zugleich auf dem verlorenen Schlachtfelde geblutet, hatte ihn mit Freuden wieder aufgenommen, als er bei Nesselwang im Hochstift Augsburg zwölf Fähnlein anwerben sollte, und ihm eins derselben anvertraut. Mit der andern, etwas stärkern Schaar, welche der Marchese von Marignano bei Füssen gebildet, war Madruzzi, als jene vor Schärtlin ausgewichen, zu einem Regiment zusammengestoßen und hatte dessen Befehl übernommen, während der Marchese zum Generalobersten des gesammten Fußvolks der Armee

ernannt worden war. Es sollte nun zur Ausführung kommen, was Günther glühend ersehnt hatte! Nicht den Fürsten, welche sich dem Kaiser widersetzten, galt der Krieg, wie Karl gern die Welt glauben machen wollte und auch Viele glaubten, so heute noch der unerfahrene Fürstensohn, und Günther zählte in seinem eigenen Fähnlein manchen protestantischen Landsknecht, der nicht wußte, was er that. Der Papst hatte das rechte Wort gesprochen, es war ein Glaubenskrieg zur Wiederherstellung der rechten, allgemeinen Kirche, welche Petrus auf unerschütterlichem Felsen gegründet hatte. Hier Gideon und das Schwert Gottes! Der neue Gideon, welchen Günther heute als das auserwählte Werkzeug des Herrn an der Spitze des Heeres gesehen hatte, mußte die Widersacher ausrotten, Günther zweifelte keinen Augenblick am Siege. Und wie er in jener Mondnacht vor Jahresfrist beim Anblick der geweihten Mauern, aus denen man die Priester des Herrn vertrieben, schwere Thränen geweint hatte, so sollte er vielleicht bald unter Freudenthränen die Erfüllung des schönen Traums sehen, welcher damals in seiner Seele ahnungsvoll erwacht war. Siegreich sollte er zurückkehren in sein Vaterland, und wenn dann die stolzesten Häupter, die jetzt aufrecht getragen wurden in hartnäckiger Verleugnung, sich vor dem wahren Glauben gebeugt hatten

und von der milden Kirche in Reue und Buße wieder aufgenommen waren, dann wollte er wahr machen, was er einst in feierlicher Stunde einer gleichgestimmten jugendlichen Seele am schönen Ufer der Elbe ausgesprochen hatte: er wollte die Gelübde, die ihm sein Erzbischof zurückgegeben und gelöst, freiwillig wieder erneuern und sein Leben in Dank und Freudigkeit als ein demüthiger Mönch zu Paulinzelle beschließen!

Die Begegnung beim Einrücken in das Lager hatte ihm die Erinnerung an seine thüringische Heimat mächtiger erweckt, als sie ihn seit langem heimgesucht hatte: es überkam ihn wiederum wie Heimweh. Als er diesen Knaben zum ersten Mal gesehen hatte, war er im Begriff gewesen, ein anderes Wiedersehen zu suchen, was er bei seiner Rückkehr in das Vaterland nicht gewollt, bis ihn jene Kunde von dem Tode des Mannes, den er einst gesegnet und beneidet, geliebt und gehaßt, unwiderstehlich dazu hingerissen hatte. Er lebte noch einmal die Tage durch, welche ihm in der Heimat damals vergönnt gewesen waren; die zweite Begegnung in einem andern Walde, im Hain vor der Heideckburg, trat wie ein sonnenhelles Bild vor seine Seele, er sah sich auf seinen Knieen vor der Frau, der sein Herz in sündiger Anbetung entgegenschlug. Und bei diesem zum Wahnsinne führenden Bilde schlug auf einmal wie

ein Blitz der Gedanke in ihm ein: wird auch Katharina dem wahren Glauben wiedergewonnen werden, wird sie ihr schönes Haupt neigen, um die Absolution zu empfangen, Stirn, Mund und Brust wieder mit dem Weihwasser bekreuzen und die Mutter Gottes sammt den Heiligen zur Fürbitte anrufen, um ihre Seele zu retten? Wenn das geschieht, wenn die Herrliche wieder eine gläubige Katholikin ist, ihre Hand frei. — Aber der düstere Schatten des Zweifels flog schon über die zauberschöne Fernsicht. Günther rief sich die Zeit zurück, welche er, von seinem ersten Ausfluge in die Ferne zurückgekehrt, nach dem Tode seiner Aeltern auf der Heidecksburg zugebracht hatte, die Zeit seiner furchtbarsten Seelenkämpfe. Wie manches Wort fiel ihm ein, das er über Religion von Katharina gehört hatte; er selbst, der, so jung er war, nicht einen Augenblick in seiner Ueberzeugung gewankt, sich dem protestantischen Gottesdienste im Hause immer fern gehalten und die zur Zeit noch katholische Kirche in der Stadt besucht hatte, er selbst war mehr als einmal mit Katharina in ein Gespräch über Glaubensangelegenheiten gekommen und hatte zu seinem heißen Schmerz die Frau, die sein ganzes Dasein erfüllte, in ihrer Meinung so fest und eifrig gefunden, daß er vor ihren Worten erstaunt war. Seitdem hatte sie an der Seite ihres

Gemahls, nachdem dieser seinen Vater beerbt, im ganzen Lande die protestantische Lehre einführen und befestigen helfen, und nun, da ganz Thüringen mit der geringen Ausnahme geistlichen Gebiets protestantisch war, wie konnte er hoffen, daß Katharina, selbst wenn die Wiederherstellung der katholischen Kirche mit Waffengewalt und äußerster Strenge durchgesetzt würde, für ihre Person den Widerruf leisten würde? Er kannte ihren hochherzigen Sinn, der schon manche Gefahr bestanden hatte, und konnte glauben, daß sie nicht lieber den Tod erdulden würde, als abtrünnig werden von dem, was sie für Recht hielt? Aber durch Belehrung und Erleuchtung konnte sie zur Erkenntniß der kräftigen Irrthümer, wie die Schrift sagt, gelangen. Ach, dieser Hoffnung mußte Günther entsagen, wenn er sich ihre klare Rede, ihre Begeisterung für die Lehre zurückrief, der sie sich ganz geweiht hatte!

Es war ihm wohlthuend, als der aufgeregte Strom seiner Erinnerungen ihm auch für seine Ueberzeugung eine gleiche Treue, ebenfalls eines weiblichen Wesens, in das Bewußtsein zurückrief. So mild und friedlich wurde ihm zu Muth! In seinem Herzen die alten unverharschten Wunden tragend, in seinem Glaubensgefühl verbittert durch die nie zu vergessende Gewaltthat, die ihn gezwungen hatte, mit den Ordensbrüdern

sein Kloster zu verlassen, auch im Kriege, den er gesucht, nur schroffer und friedloser gestimmt, war er einst, als der Waffenstillstand von Nizza vor acht Jahren die Heere des Kaisers für einige Zeit aufgelöst hatte, nach Deutschland zurückgekehrt, nicht nach seinem Thüringen, wo Alles, was ihm geschehen, noch zu neu war, sondern nach dem herzoglichen Sachsen, wo noch ein treuer katholischer Fürst in seinem Lande keinen Abfall duldete, während sein Vetter, der Kurfürst, den Urheber desselben, Luther, in seinem Werke auf alle Weise begünstigte. Herzog Georg hatte zwar keinen Sohn, dem er sein Land hinterlassen konnte — von seinen zehn Kindern war ihm nur noch die einzige Tochter Christine geblieben, die Gemahlin des Landgrafen von Hessen; sein Sohn Johann, welcher Luther hatte wissen lassen, wenn sein Vater eisern gegen ihn gewesen, werde er stählern sein, war ihm vorangegangen — aber der Herzog hatte im Testamente bestimmt, daß sein Bruder Heinrich nur dann die Lande erben solle, wenn er die katholische Lehre aufrecht hielte, andernfalls sollte Alles an den römischen König Ferdinand fallen. So stand es im Herzogthum Sachsen, als Günther nach Dresden gekommen. Doch hatte er sich bald überzeugt, daß die Hoffnungen, die er daran geknüpft, trügerisch waren. Er hatte gemeint, dies Land mitten unter den abgefal-

lenen Gebieten werde sein wie ein fester Thurm in einer durch feindlichen Sturm verlorenen Burg, in welchen sich die Besatzung wirft und von dort aus den Feind wieder vertreiben kann. So war es hier nicht. Wenn auch der Herzog und Viele mit ihm noch fest und treu waren, das Volk neigte sich schon in allen Schichten zu Luther; wohl standen nur katholische Priester auf den Kanzeln, aber dreihundert Pfarrstellen waren unbesetzt und die Stände weigerten sich, das Testament des Herzogs, wie er forderte, bindend anzuerkennen. Sie schickten vielmehr eine Gesandtschaft an Herzog Heinrich, der zu Freiberg residirte, und wollten sich zuvor seiner Zustimmung versichern. Günther hatte hatte viel davon gehört in dem Hause, das er während seiner Anwesenheit in Dresden oft besuchte, weil er dort schon in frühern Jahren mit seinem Vater gewesen war, in dem Hause der verwittweten Hofmeisterin von der Saal. Diese schien auch von der neuen Lehre schon gewonnen, obgleich sie noch damit zurückhielt. Sie erzählte zuweilen von dem Eindrucke, den Luther's Predigt auf sie gemacht, als Herzog Georg den Reformator, um ihn doch zu hören, vor sich hatte predigen lassen. Luther hatte vom Verdienst der Werke gesprochen und den Glauben über diese gesetzt, weil er zur Seligkeit führe; da habe sie bei Tafel offen erklärt, wenn

sie noch eine solche Predigt hören könne, verhoffe sie noch eins so ruhig zu sterben, worauf der Herzog gesagt, er wollte viel Geld darum geben, wenn er die Predigt nicht gehört hätte; diese Lehre vom Glauben, der ohne gute Werke selig mache, müsse das Volk zur Ruchlosigkeit verführen. Günther hatte sich darüber mit der in ihrer Meinung schwankenden Frau in Erörterungen eingelassen, denen sie nicht gewachsen war; die beiden jungen Mädchen im Hause, ihre sechzehnjährige Tochter und deren Freundin, eine Waise, die bei ihr aufgenommen war, hatten dem Gespräche gelauscht, jene nur mit dem Gefühl der Neugier, das sich in dem Lächeln ihres heitern Gesichts verrieth, diese jedoch mit unverkennbar gespanntem Antheil; ihre Wangen hatten sich höher gefärbt, ihre Augen strahlend auf dem beredten Vertheidiger des katholischen Glaubens geruht. Er kannte sie auch schon aus früherer Zeit. Als er mit seinem Vater in Dresden gewesen war, er selbst noch ein Knabe mädchenhaften Ansehens, darum das Jungfräulein genannt, hatte er im Hause der Frau von der Saal ein reizendes Kind von drei oder vier Jahren getroffen, das sich ihm gleich vom ersten Tage an vertraulich angeschlossen hatte. Er war wohl zwölf Jahre älter, aber er hatte viel mit der Kleinen sich beschäftigt und gespielt. Jetzt, da er ein Mann

geworden und schwere Schicksale über ihn gekommen waren, hatte er das Kind zur lieblichsten Jungfrau erblüht wiedergefunden. Ihr Liebreiz war es aber nicht gewesen, der sie ihm näher geführt — Frauenreiz hatte keine Macht mehr über ihn, seit er das erste Gefallen daran als Sünde und Verirrung hatte bekämpfen müssen — es war ein ganz anderer, höherer und heiliger Reiz, welchen er an der Jungfrau erkannte: ihre fromme und tiefe Gläubigkeit, ihr inniges Verständniß der katholischen Lehren, ihre Andacht zum Kreuz. Bald nach jenem Gespräch mit der Hofmeisterin hatte er mit ihr das erste Wort über heilige Dinge gewechselt und später oft Gelegenheit dazu gefunden, weil er diese suchte. In welche gottgeweihte Tiefe des Gemüths hatte er da einen Einblick gewonnen, wie gerührt hatte ihn das Vertrauen, die offene und liebevolle Hingebung, mit welcher das reine und unschuldige Kind sich ihm anschloß! Sie konnte sich auch der frühern Zeit noch erinnern, obgleich sie ein so junges Kind gewesen war, sie scherzte darüber mit ihm, wie sie ihn oft gezwungen hatte, mit ihr zu spielen, denn sie war so heiter und fröhlich in ihrem Wesen, wie die wahre Frömmigkeit immer eine Freudigkeit der Seele bringt, wenn auch himmelweit verschieden von weltlich eitlem Uebermuth. Da war auch Günther wieder für

eine kurze Zeit freudiger in seinem öden Herzen geworden und hatte ihr eines Tages den Fernblick in seine Zukunft eröffnet, der ihm den Sieg des Glaubens verhieß; er hatte ihr vertraut, daß er die Klostergelübde gethan und davon entbunden worden, daß er sie aber erneuern werde, sobald das hohe Ziel, für das er in den Kampf zu gehen gedachte, erreicht sei. Nach diesem Tage hatten ihn die Ereignisse bald wieder von Dresden entfernt. Herzog Georg der Bärtige war gestorben, noch ehe ihm die Gesandten von Freiberg die Antwort seines Bruders gebracht hatten; sie würde ihn auch wenig getröstet haben, er konnte sie voraussehen, da Herzog Heinrich ein fester Lutheraner war. Wirklich hatte dieser auf die Zumuthung, um des Erbes willen seinen Glauben zu ändern, geantwortet: „Ihr macht es wie der Teufel, da er dem Herrn Christo alle Reiche der Welt versprochen, wenn er niederfallen und ihn anbeten würde. Ihr sollt aber wissen, daß ich weltlichen Reichthum nicht so hoch achte, daß ich darum von der erkannten Wahrheit abweichen sollte; lieber wollte ich und meine Katharina mit dem Stocke in der Hand ledig davongehen." Als sein Bruder gestorben war, hatte er an demselben Tage nach seinem Erbrecht, mit Zustimmung der Stände, die Regierung übernommen, jedenfalls auf die Hülfe des Schmalkaldischen Bundes

bauend, dessen Mitglied er war. Ohne zu säumen hatte er sogleich die Reformation eingeführt; zu Ostern war noch im ganzen Herzogthum die katholische Messe gelesen worden, zu Pfingsten schon hörte man die evangelische Predigt von allen Kanzeln. Da war für Günther hier keines Bleibens mehr gewesen, er hatte einen raschen Abschied von dem ihm befreundeten Hause genommen und nur seiner Schwester im Glauben die Treue an das Herz gelegt.

„Ich bleibe treu bis zum Tode!“ war das letzte Wort gewesen, das er von den Lippen der Erbleichenden vernommen hatte.

Seitdem, wie hatten sich die Verhältnisse wunderbar geändert! Herzog Heinrich, welchen seine Glaubensgenossen den Frommen genannt, war schon zwei Jahre nach seinem Vorgänger gestorben und sein Sohn und Nachfolger Moritz stand auf der Seite des Kaisers gegen den Schmalkaldischen Bund, er sollte als Protestant für die Wiederherstellung der katholischen Glaubenseinheit in Deutschland gegen seinen Vetter, den Kurfürsten von Sachsen, gegen den Vater seiner Agnes, den Landgrafen von Hessen, kämpfen! In dem Hause zu Dresden, wo Günther schöne Stunden verlebt hatte, weilte keins von den jungen Mädchen mehr; die eine war durch unerhörte Mißachtung aller christlichen Ordnung dem

Landgrafen von Hessen als eine Nebengemahlin angetraut, das hatte Günther schon vor langer Zeit erfahren, weil die Kunde sich schnell genug verbreitet hatte, wie sehr man auch bemüht gewesen war, sie zu verheimlichen; von der andern Jungfrau wußte er nichts, er hatte auch nicht nach ihr gefragt, genug, daß er das Andenken an dies reine, fromme Wesen still bewahrte, ohne jeden irdischen Gedanken; sie hatte gewiß auch eine andere Freistatt gesucht als das Haus der Frau, deren Ehrgeiz man allein die Schuld an dem Aergerniß zuschrieb, welches die Doppelehe eines deutschen Fürsten der Welt gab. Wo mochte Adelheid weilen? Im Kloster vielleicht? Gottes Segen über ihr schönes Haupt!

In seine Erinnerungen versenkt, saß Günther inmitten des geräuschvollen Lagers einsam in seinem Zelt. Da wurde ihm der junge Graf von Schwarzburg gemeldet, der nicht lange säumte, von der ihm gewordenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Es war ihm leicht geworden, in dem Lager der Deutschen das Zelt des Hauptmanns zu finden, dessen Name der seine war, mehr als er ahnte. Hauptmann Günther empfing ihn freundlich; in dem Jahre, seit er ihn in seiner Waldrast vor Blankenburg gesehen, hatte sich der Jüngling stattlich entwickelt, und wenn man ihm nur Raum gab,

so konnte er dem Wahrzeichen in seiner Hand Ehre machen. Aber der Vater wünschte es nicht, daß er sich in diesem Kriege, der um den höchsten Preis geführt wurde, die Sporen verdiene; der wollte es mit keiner Partei verderben, das hörte Günther bald aus den Worten des Erbgrafen heraus.

„Ihr heißt Günther vom Walde", sprach dieser jetzt, als er dem Hauptmann auf dem Feldstuhl gegenüber saß und von dem Wein, der ihm gastlich aufgetragen worden, gekostet hatte. „Wo seid Ihr zu Hause?"

„Wie mein Name besagt, vom Walde!" antwortete Günther. „Ich bin ein Thüringer wie Ihr und nenne mich von unserm grünen Gebirg, dem Walde. Habt Ihr gute Nachricht aus der Heimat?"

Dem Jünglinge ging das Herz auf, als er erzählen konnte. Die Nachrichten, die er durch ein Schreiben seines Vaters erhalten hatte, waren zwar nicht von Bedeutung; so ungebührlich lang und weitschweifig in einer Zeit alle amtlichen oder geschäftlichen Schriften waren, deren Urkunden man jetzt nicht ohne Ungeduld bis zur Erbitterung lesen kann, so kurz waren in der Regel die Briefe, sie beschränkten sich auf das Nothwendige, schon weil Privatleuten das Schreiben nicht recht von der Hand ging. Doch knüpfte der junge

Graf an die kurzen Mittheilungen seines Vaters manche andere aus seinen eigenen Erinnerungen. Er erzählte von seinem letzten Tage daheim, gleich darauf, nachdem er den Hauptmann im Walde getroffen hatte, er schilderte den Abend auf der Käfernburg und den Scherz, den sich sein Vater mit den Gästen durch das heidnische Götzenbild gemacht, so komisch, daß selbst der ernste Zuhörer lächeln mußte. Dies Lächeln verschwand aber sogleich wieder, als der Graf hinzusetzte: „Wäre meine Tante Katharina dabei gewesen, so hätten wir das lustige Spiel nicht gehabt, die liebt das nicht.“

Der Hauptmann sah ihn an, als schwebe ihm eine Frage auf der Lippe, doch äußerte er nichts und sein junger Gast ging auf andere Dinge über. Er sprach von dem Besuche des Landgrafen in Arnstadt, als dieser die Truppen, mit denen er bei Donauwerth zu den Städtern gezogen war, mit den sächsischen vereinigt hatte. Der Vater hatte ihm über den kleinen Zwischenfall, der sich in Arnstadt zugetragen und den Landgrafen dort einen Tag festgehalten hatte, Einiges geschrieben, das aber seine Neugier nicht befriedigte.

„Denkt Euch! Eine Satteltasche ist in der Gera gefunden worden und darin ein goldener Kamm, den der Landgraf einmal seiner Frau geschenkt hatte, und der Mensch

ist dabei im Spiel, den mein Vater vor'm Jahre für den Landgrafen aufgreifen sollte, der aber entkommen war. Sie glaubten, daß er auf dem Ehrenstein sei — kennt Ihr den alten Herrn Valentin mit seinem Zottel? Gewiß!"

„Ich kenne ihn!" erwiderte Hauptmann Günther, von der unerwarteten Wendung des Berichts mächtig überrascht. „Wer war der Mensch, den Euer Vater verhaften ließ und der entsprungen ist?"

„Es war ein Diener des Landgrafen, der sich gegen ihn abscheulich vergangen hat und den er darum verfolgen ließ. Jedenfalls hat er den goldenen Kamm auch gestohlen. Mein Vater schreibt, daß das Kleinod zuletzt einem Fräulein der Landgräfin gehört hat, mit dem jener Knecht heimlich entflohen. Auf dem Ehrenstein ist er gar nicht gewesen, wohl aber das Fräulein. Ich will's Euch vorlesen, ich habe den Brief noch in der Tasche. Das Andere lasse ich weg, das hab' ich Euch schon gesagt. Hört nur!" Er faltete das große Blatt auseinander und las aus den krausen, damals üblichen Schriftzügen nicht ohne einige Mühe: „„Ich wußte wohl, wie die Nichte des alten Ehrensteiners hieß, das hatte mir die Muhme Katharina und auch die Bieserodt gesagt, gezeigt hat er mir aber den Wundervogel nicht, der seit Jahr und Tag bei ihm ein=

geflogen war. Bin also abgeritten und hab' meinen Landgrafen nicht mehr zu Hause gefunden. Erst wie er zurückkam, hab' ich ihn gefragt, wie die Sachsin geheißen, der seine Frau den Kamm geschenkt, und siehe, sie hieß wie das Jungfräulein auf dem Ehrenstein, und der Landgraf, als er das hörte, hat gleich selbst einen Ritt dahin gemacht, das Nest aber schon leer gefunden." Mehr schreibt mein Vater nicht. Ist das nicht eine seltsame Geschichte?"

„Wie heißt das Fräulein?" fragte Günther, welchen diese Geschichte, deren nähere Beziehungen er nicht ahnte, weniger interessirte als die Erwähnuug des Mannes, den er nur zu wohl kannte und auch wiedergesehen hatte, seit er entsprungen war.

„Den Namen hat mein Vater nicht geschrieben; eine Sachsin ist sie, verwandt mit dem alten Valentin. Mehr steht in meinem Briefe nicht. Ich weiß nur, daß Frau von Bieserodt bei Tische an meinem letzten Tage in Arnstadt von dem Wundervogel auf dem Ehrenstein sprach — kennt Ihr die Frau? Sie sieht selbst aus wie ein Psittich in ihren bunten Kleidern, mein Vater nennt sie immer die nichtbüßende Magdalena, sie heißt nämlich Magdalena. Ihr kennt sie gewiß, wenn Ihr vom Walde seid."

Günther gab darauf keine Antwort, obwohl er

Frau von Bieserodt sehr wohl kannte; in jüngern Jahren hatte sie ihn zuweilen erröthen lassen, zuerst aus Verlegenheit eines unerfahrenen Jünglings, dann aber, als er sie durchschaute, in strengem Unwillen. „Ich bin lange aus der Heimat entfernt gewesen", sagte er. „Als wir uns vor Blankenburg trafen, war ich eben zurückgekommen; den Mann, von dem Ihr spracht, sah ich dann in Blankenburg als einen Gefangenen, wenigstens glaube ich nach Euren Worten, daß es derselbe gewesen ist. Was hat er gegen den Landgrafen verbrochen?"

„Er hat ihm wichtige Papiere entwendet, so viel weiß ich nur", antwortete der junge Graf. „Mein Vater sagte es der Muhme Katharina in meinem Beisein; ich habe nicht recht zugehört, sie war aber sehr entrüstet darüber und hat auch nachher, als die Spur gefunden war, den Blankenburgern gleich Befehl gegeben, den Uebelthäter aufzugreifen. Die Nachricht, daß er unterwegs entsprungen war, kam dann grade nach Arnstadt, als wir bei Tische saßen. Der Vater meldete es gleich dem Landgrafen, der ihn um Auslieferung seines flüchtig gewordenen Dieners angegangen war. Wenn ich mich recht besinne, so waren es Papiere wegen der zweiten Heirath des Landgrafen, die er gern geheim halten wollte."

„War die Sachsin, mit der der Knecht entflohen ist, im Dienst dieser zweiten?“ fragte Günther.

„Nicht doch! Ich sagte Euch ja, daß sie ein Fräulein der Landgräfin gewesen ist“, erwiderte der Graf. „In Hessen, wie es heißt, nennen sie die zweite die linke Landgräfin, aber bei der war das sächsische Fräulein nicht. Warum sie heimlich entflohen ist, wer kann's wissen? Aber der Knecht ist mit ihr gegangen und hat sie dann unterwegs wohl auch bestohlen, denn der goldene Kamm, der in der Satteltasche gewesen ist, hat ihr zuletzt gehört.“

Günther schwieg. Jene zweite, welche in Hessen spottweise die linke Landgräfin hieß, er kannte sie ja genau; im Geiste sah er das muntere, anmuthige Mädchen vor sich. Wie hätte er damals ahnen können, daß es einst eine solche der Welt zum Aergerniß gereichende Stellung einnehmen würde!

Der Erbgraf bemerkte nicht, daß sein Landsmann zerstreut war, er erzählte in unbefangenem Plaudern noch Manches, von seinem Aufenthalte beim Grafen von Nassau, wo es ihm sehr wohl gefallen hatte, von seiner Reise durch das schöne Lahnthal auf nächstem Wege zum Hoflager des Kaisers, besonders erwähnte er eines kurzen Aufenthalts bei dem Grafen von Henneberg, wo es ihm sehr wohl gefallen hatte. „Es sind

Brüder meiner Tante Katharina!“ setzte er erklärend hinzu. Der Name rief wie ein Zauberwort Günther's zerstreute Gedanken wieder in eine einzige Richtung zurück und der Eindruck, den er auf ihn machte, schien unverkennbar, denn der junge Graf fragte verwundert: „Wußtet Ihr nicht, daß meine Tante Katharina aus Henneberg ist?“

„O ja, das wußte ich!“ erwiderte Günther kurz. Warum fragt Ihr?“

„Ei, nun runzelt Ihr ja die Stirn, als hätte ich etwas Böses damit gethan!“ versetzte der Schwarzburger lachend. „Ihr saht mich auf einmal ganz überrascht an, da mußte ich denken, Ihr hättet nicht gewußt, daß meine Tante Katharina eine Hennebergerin ist. Freilich müßt Ihr sie kennen, wenn Ihr vom Walde seid, denn sie wird ja im ganzen Lande, das ihrem verstorbenen Manne gehört hat, noch heut wie eine Mutter geliebt. Sagt mir, lieber Herr, Ihr seid vom Walde und heißt so, wo aber seid Ihr denn eigentlich her? Ich bin vor zwei Jahren mit meinem Hofmeister über den ganzen Wald gegangen, von Schloß Schwarzburg über die Schmücke nach Oberhof und hinunter auf die andere Seite, kreuz und quer bis nach der Wartburg, ich werde bestimmt Euren Ort kennen, wenn Ihr mir sagt, wo er liegt. Von Adel seid Ihr doch!“

Günther besann sich eine Weile. „Ich bin von gutem thüringer Adel“, antwortete er dann stolz aufblickend. „Mir gehört aber keine Scholle Land in meiner Heimat, meines Vaters Schloß ist dem Euren zugefallen. Laßt also die Vergangenheit, bis die Zukunft sie vielleicht wieder weckt und mir den Namen wiedergibt, den ich daheim zuletzt getragen habe!“

„So war Euer Vater ein Lehnsmann von Schwarzburg?“ fragte der junge Graf, auf welchen der dunkle Schluß der Antwort den vollen Reiz alles Räthselhaften übte.

„Nein!“ erwiderte der Hauptmann.

„Aber wie ist meinem Vater dann das Schloß zugefallen? Hat er es gekauft?“

„Geerbt!“ antwortete Günther. „Fragt weiter nicht, junger Herr, ich kann Euch keinen Bescheid geben.“

Aber der Jüngling ließ sich nicht abweisen. „Wär' Euer Vater und somit Ihr meinem Vater verwandt gewesen?“ rief er. „Gebt mir nur diesen einen Bescheid noch!“

„Ja!“ erwiderte Günther, und da ihm der junge Graf, davon überrascht, die Hand reichte, gab er ihm die seinige mit männlichem Druck. „Jetzt aber kein Wort mehr! Wenn der gute Krieg, in den wir ziehen, zur Ehre Gottes entschieden ist, werde ich keinen Grund

mehr haben, Euch zu verheimlichen, wer ich bin. Günther heiße ich wie Ihr, nennt mich nur, wie bisher, Günther vom Walde."

Dem Jünglinge wurde es schwer, keine weitere Frage zu thun. Seine Augen musterten mit lebhaften und theilnehmenden Blicken das männlich schöne Antlitz des Kriegers, als wollte er darin eine Aehnlichkeit mit den Familienzügen seines eigenen Hauses suchen, doch fand er sie nicht. Er hegte keinen Zweifel an den Worten des Fremden, die Verwandtschaft konnte von Mutterseite sein, aber woher dann das Erbrecht?

„Darf ich Euch Vetter nennen?" fragte er doch noch beim Abschiede und war betreten, als Günther das mit großer Bestimmtheit ablehnte.

Siebentes Kapitel.

Die Kanonade von Ingolstadt.

Der gute Krieg! Kaiser Karl glaubte nicht mit solcher Bestimmtheit an einen unzweifelhaften Erfolg; wären ihm seine Feinde so in die Hand gegeben gewesen wie er ihnen zu dieser Zeit, so würde er sie freilich mit einem Schlage vernichtet haben. Aber wie es einmal stand, mußte er nur die Entscheidung zu verzögern suchen. Das war zu Regensburg unmöglich. Wenn die Bundesgenossen, wie er nicht anders erwarten konnte, mit ihrer Uebermacht rasch anrückten, so war er in einer schwachbefestigten Stadt, deren Bürger protestantisch waren, eingeschlossen, und die Verstärkungen aus Italien konnten leicht von ihm abgeschnitten werden, sobald gleichzeitig ein Corps der Schmalkaldner Landshut besetzte. Die Kriegslage war

so klar, daß der Kaiser nicht an diesen Operationen des Feindes zweifelte; darum brach er mit seinem Heere nach Landshut auf, um den wichtigen Punkt seiner Verbindung mit Italien zu sichern.

Statt des erwarteten Angriffs kam aber nur ein Edelknabe des Landgrafen von Hessen, der sich durch einen Trompeter als Abgesandter ankündigen ließ. Er brachte, an ein weißes Stäbchen gebunden, eine sehr lange, in starken Ausdrücken gehaltene Verwahrungsschrift der verbündeten protestantischen Fürsten, ihrer nothgedrungenen Kriegsrüstungen wegen, welche mit den Worten schloß: „Und wissen wir fürwahr, daß Ew. Majestät keine andere Ursach, denn unsere Religion zu unterdrücken und deutsche Nation in ihren spanischen, burgundischen und österreichischen Gehorsam zu bringen, gegen uns haben, es mache gleich Ew. Majestät den Sachen einen Schein und Deckel, wie Sie immer können und mögen.“ Ein förmlicher Absagebrief, den sie auf die Achtserklärung für nöthig hielten, war hinzugefügt. Der Kaiser nahm die Botschaft gar nicht an, sie wurde an den Herzog Alba gewiesen.

Dieser empfing den Pagen nebst seinem Trompeter in seinem Zelte, nahm das Schreiben in Empfang, wie ihm befohlen, und las es mit unerschütterlicher Ruhe;

als er dann aber sein Auge auf den Ueberbringer richtete, zitterte der Edelknabe vor diesem kalten, fürchterlichen Blick. „Die rechte Antwort wäre der Strick statt der goldenen Kette zum Botenlohn!“ sprach der Herzog. „Doch schenkt Euch der Kaiser das Leben, er will nur diejenigen strafen, welche das Ganze verschuldet haben. Wenn Ihr aber jemals wieder wagt, mit einer solchen Sendung hier zu erscheinen, so werdet Ihr ohne alle Gnade aufgehängt werden!“ Damit wurden die Boten entlassen. Zur Beglaubigung erhielt der Page nur einen Abdruck des kaiserlichen Achtbriefes wider seinen Herrn und den Kurfürsten.

Als er mit bestürztem Angesicht, die Augen auf den Boden geheftet, das Zelt des Oberfeldherrn verließ, traf ihn der Blick des Hauptmanns der Wache, die heute von den Deutschen gegeben war; um jeder Eifersucht zwischen den verschiedenen Nationen im kaiserlichen Heere vorzubeugen, wurden sie zu allen Dienstleistungen sowohl auf dem Marsch wie im Lager abwechselnd gebraucht, so auch zu den Ehrenwachen. Der hessische Edelknabe, aus einem der vornehmsten Geschlechter des Landes, mit einem frischen, kecken Muthe begabt, war auf dem Hinwege gar stolz aufgerichtet an den deutschen Knechten, welche den spanischen Generalissimus bewachten, vorübergegangen, sein Auge

hatte förmlich herausfordernd den Hauptmann gemessen, der mit gekreuzten Armen stand und seine Wache vor einem Abgesandten der verbündeten Fürsten nicht einmal ins Gewehr treten ließ. Jetzt kam er, den geschwollenen Kamm stark niedergeschlagen, wieder an dem Hauptmann vorüber, dessen schöne Kriegergestalt ihm doch vorher aufgefallen war; er fühlte seinen Blick, ohne ihn zu sehen, und schämte sich, daß er so gedemüthigt an ihm vorbeigehen sollte. Trotzig hob er das Auge zu ihm auf.

„Auf Wiedersehen in der Feldschlacht!“ rief er ihm zu.

„Das hoffe ich, Junker Schenk von Schweinsberg!“ erwiderte der Hauptmann.

„Kennt Ihr mich?“ fragte dieser überrascht, indem er stehen blieb.

„Ich habe Euch zu Dresden gesehen“, sagte der Hauptmann. „Ihr scheint immer zu den wichtigsten Sendungen gebraucht zu werden.“

Der Page blickte ihn mit aufblitzenden Augen an, es war aber nicht Zeit, sich auf Erörterungen einzulassen, der Trompeter mahnte ihn leise, sich nicht aufzuhalten, denn es konnte ja dem blutdürstigen Spanier leid werden, daß er sie geschont, und er dennoch einen Schnellgalgen für sie aufrichten lassen. „Was wißt

Ihr von meinen Sendungen!“ entgegnete daher der junge Schenk nur auf die befremdende Rede des Hauptmanns, lüftete ein wenig sein sammtnes Barett, das mit den hessischen Farben durchzogen war, und schritt weiter, um zu den Pferden zu gelangen und baldmöglichst das gefährliche Lager wieder zu verlassen. Die Krieger, welche nicht wußten, was er an seinem weißen Heroldstabe gebracht und wie man ihn aufgenommen hatte, sahen dem hochgewachsenen jungen Edelmanne nicht ohne Wohlgefallen nach. Er war kein Knabe mehr, wenn er auch noch ein Edelknabe hieß; dieser Name stand mit dem Alter der Pagen oft in Widerspruch. Günther hatte den Junker Schenk von Schweinsberg wirklich schon vor sieben Jahren zu Dresden im Hause der Hofmeisterin von der Saal gesehen, an welche er einen Brief von der Herzogin Elisabeth zu Rochlitz, der üppigen Schwester des Landgrafen von Hessen, gebracht hatte und vielleicht auch vom Landgrafen selbst und schon in der sündhaften Angelegenheit seiner Absichten auf Margarethe, die Tochter der Hofmeisterin, welche bestimmt war, zu seiner Schwester als Hoffräulein zu kommen. Damals war der junge Page kaum fünfzehn Jahre alt gewesen, besser zum Frauendienst als zum Herrendienst geeignet, heute sah er ihn als kräftigen Jüng-

ling wieder, mit einer andern, wenigstens ritterlichern Sendung betraut.

Günther wurde aus der Vergangenheit, deren Bilder durch die Erscheinung des jungen Hessen in seiner Seele wachgerufen wurden, schnell in die Gegenwart zurückgeführt, als er den Herzog mit einigen Herren seines Gefolges das Zelt verlassen sah. Gewiß wollte er sich zum Kaiser begeben, um ihm Bericht abzustatten. Die Wache trat in das Gewehr, der Hauptmann vor die Front; er ließ die dem Oberfeldherrn zukommenden kriegerischen Ehrenbezeigungen machen und blickte dann selbst, die seitwärts abgestreckte Hellebarde auf die Erde stoßend, dem vorüberschreitenden Herzoge fest in das Auge. Alba kannte ihn nun; er hatte ihn, seit er sich von dem Obersten Madruzzi den Namen des stattlichen Kriegers beim Einrücken des neuen Zuzugs nennen lassen, mehrmals wieder bemerkt, ihn auch angeredet und wohlgefällig bemerkt, daß der Deutsche der spanischen Sprache mächtig war. Günther hatte manchem Feldzug mit den Spaniern vereinigt beigewohnt und ihre Sprache gelernt. Auch heute richtete der Herzog wieder ein gnädiges Wort an ihn, aber es war nicht in dem Tone und der Weise, womit deutsche Feldherren die Herzen ihrer Soldaten so leicht gewinnen. Die Spanier verehrten Alba und hielten ihn hoch, die

Deutschen fürchteten ihn. Günther jedoch war keiner Furcht zugänglich und hegte andere Gedanken als die Miethlinge, die nur des Soldes und Raubes wegen dienten. Er blickte mit Achtung auf den Mann, welcher zu den Lorbeeren, die schon seinen Helm zierten, noch ein unvergängliches Reis zu pflücken berufen war, die Wiederherstellung des katholischen Glaubens!

Im feindlichen Heerlager war man noch immer zu keinem kräftigen Entschluß gekommen, obgleich Schärtlin unablässig dazu drängte und auf eigene Hand Manches unternahm, besonders wenn es seiner Habgier etwas einbrachte. Immer legten die Kriegshäupter ihm Zügel an. Er wollte sich Ingolstadts bemächtigen, des wichtigen Donauübergangs, wohin der Kaiser zwei Fähnlein seiner eigenen Leibwache geschickt, welche man unterwegs hätte vernichten können, auf Befehl aber nicht angegriffen hatte. Jetzt dachte Schärtlin bei Gelegenheit einer Unterhandlung mit bairischen Edelleuten von der Besatzung plötzlich loszubrechen und mit diesen zugleich im ersten Lauf, im Rausch, wie er schreibt, die Stadt zu gewinnen, aber im selben Augenblick sprengten die beiden Herren Feldmarschälle, Schachten, der Hesse, und Steinberg, der Sachse, herbei und brachten ihm Befehl, beileibe nichts zu unternehmen, was den Herzog von Baiern beleidigen könne. Was half's ihm, daß

er seinen Leibfluch: „Potz blau Feuer!“ donnerte, er mußte gehorchen. So ging denn im zwecklosen Umherziehen die kostbare Zeit verloren, der neutrale Baiernherzog wurde doch nicht gewonnen und die Macht des Kaisers verstärkte sich durch die längst erwarteten Truppen, welche in beschleunigten Märschen über die Alpen gezogen waren: elftausend Italiener, welche der Enkel des Papstes, Ottavio Farnese, herbeiführte, sechstausend Spanier aus Mailand, dreihundert leichte Reiter der Herzoge von Florenz und Ferrara; außerdem brachten die beiden Brandenburger, Hans von Küstrin und der wilde Albrecht von Kulmbach, über tausend Pferde. Es war nichts geschehen, die Vereinigung dieser Truppenmassen zu hindern, der Landgraf fand überall Bedenklichkeiten und Schärtlin schrieb erbittert in sein Tagebuch: „Er hat den Fuchs nit beißen wollen; ihm waren alle Furt und Gräben zu tief und die Moräste zu breit.“ Der Zweck des Kaisers war erreicht, er hatte seine Verstärkungen durch den Marsch nach Landshut früher an sich gezogen und kehrte nun mit ihnen nach Regensburg zurück, wo er viertausend Mann gelassen hatte. Jetzt fühlte sich Karl stark genug, zum Angriff zu schreiten, den seine Feinde versäumt hatten. Diese glaubten ihn noch bei Landshut und setzten sich endlich in Bewegung dahin. Als aber die Kunde eintraf, er sei mit seiner ganzen

Macht wieder nordwärts auf Regensburg gegangen, sah der Kurfürst von Sachsen mit Schrecken darin die Absicht, sein Land zu überfallen. Das Bundesheer überschritt daher die Donau, um ihm zuvorzukommen, doch lag dem Kaiser jene Absicht fern, solange noch eine so starke feindliche Armee im Felde stand, er rückte vielmehr auf Ingolstadt am Strome aufwärts, um ihm die Schlacht zu bieten. Auf diese Nachricht wandten sich die Schmalkaldischen, die schon durch das Eichstädtische Bergland zogen, auch wieder zur Donau; Ingolstadt war das beiderseitige Ziel. Zur Schlacht kam es aber deshalb nicht; zwei kampfgerüstete, kampflustige Heere standen sich gegenüber, nur drei Meilen entfernt, und doch kam es nicht zur Schlacht!

Die Kaiserlichen hatten ihr Lager vortheilhaft gewählt und gleich beim Eintreffen zu verschanzen angefangen, doch waren die Brustwehren noch so schwach und niedrig, daß sie selbst für Reiterei kein Hinderniß geboten hätten. Als der Morgen des letzten Augusttages graute, rückte das Bundesheer aus seinem Lager, das feindliche anzugreifen, das Kriegsvolk der Städte und die Hessen links im freien Felde in der Richtung auf Ingolstadt, dessen Thürme hinter dem kaiserlichen Lager emporragten, die Sachsen rechts, etwas zurück, am bewachsenen Ufer der Donau. Der Nebel, welcher

den Anmarsch gedeckt, fiel; die Wachen bemerkten denselben, im kaiserlichen Lager wurde Lärm geblasen und geschlagen und das Heer stellte sich, wie es gelagert hatte, in Schlachtordnung, auf dem linken Flügel die Spanier, bei welchen sich der Herzog von Alba aufhielt, dann die Italiener, deutsche Haufen eingeschoben, den äußersten rechten Flügel nahm das deutsche Regiment Madruzzi ein. Der Oberst beobachtete das Anrücken des Feindes; neben ihm stand, auf seine Hellebarde gestützt, der thüringische Hauptmann, den er als seinen alten Kampf- und Blutgenossen von der letzten Schlacht in Italien vor allen andern schätzte. Sie theilten sich ihre Bemerkungen mit. Man sah die Reiterei in starken Geschwadern, zwischen denen zahlreiches Geschütz fuhr, im vordersten Treffen durch das offene Gelände daherrücken, durch die Zwischenräume konnte man die mächtigen Gevierthaufen des Fußvolks bemerken, welche ihnen folgten. Die entrollten Banner flatterten im Morgenwinde, die Sonne ließ die Harnische und die Spitzen des Speerwaldes funkeln, es war ein Anblick, der ein muthiges Kriegerherz höher schlagen und den traurigen Gedanken, daß hier wiederum Deutsche gegen Deutsche ihr Blut vergießen sollten, nicht aufkommen ließ.

Drüben fuhr jetzt die erste Batterie auf, es waren

die zwölf Feldschlangen Schärtlin's, welche die zwölf Apostel genannt wurden. Der Oberst der Städte sah endlich seinen glühenden Wunsch erfüllt. Mit raschem Entschluß brachte er seine dreiundzwanzig Fahnen Fußvolk in Schlachtordnung, ihm zur Linken ritt Herzog Albrecht von Braunschweig mit fünf Reiterfahnen auf, hinter der Höhe, auf welcher sein Geschütz Stellung genommen, standen zwei hessische Schlachthaufen, jeder über dreitausend Spieße stark, zwischen ihnen Reiterei und rechts davon noch mehr Geschwader. Ohne das Einrücken der andern Abtheilungen abzuwarten, wollte Schärtlin sofort zum Angriff gehen, sein Geschütz eröffnete das Feuer auf die Schwärme von Hakenschützen, welche Alba ausfallen ließ, um durch ihre wohlgezielten Kugeln den Aufmarsch — zu allen Zeiten der schwächste Moment — zu stören. Sie wichen bald wieder in die Schanzen zurück, der Augenblick war günstig. Schärtlin sprach seinen Haufen mit begeisternden Worten an, der Herzog von Braunschweig, die Obersten der nächsten Regimenter gaben ihm die Hand, wenn er angriffe, Leib und Leben tapfer zu ihm zu setzen, aber der Landgraf! Lassen wir den wackern Schärtlin selbst reden: „Auf viel Bitten, Anrufen, Flehen und mein getreu Rathen (denn ich sahe wohl, daß der Feind erhascht war) wollt' mich der Landgraf nit angreifen lassen, wehrete mit Händen und

Füßen, schrie: ich wolle ihm die Haufen verführen, die Sachsen wären noch in zwei Stunden nicht heran, rennet hin und bracht den Kurfürsten her, um mich zu persuadiren.“ So kam es denn nur zu einer Kanonade, durch welche der Kaiser genöthigt werden sollte, sein Lager zu verlassen. Hans Rommel, der Zeugmeister des Landgrafen, brachte dessen treffliches Geschütz vor, auch das der Sachsen fuhr auf, wohl hundert Feuerschlünde donnerten gegen das feindliche Lager, es war eine so furchtbare Kanonade, wie sie seit der Erfindung der Feuerwaffen noch nicht vorgekommen war. Wenn man die noch sehr mangelhafte Entwickelung der Artillerie jener Zeit bedenkt, kann jene Beschießung wohl den Vergleich mit mancher berühmt gewordenen in unsern Tagen aushalten. So gering noch die damalige Trefffähigkeit war, mußte die Wirkung doch bei der geringen Entfernung, auf welche die Angreifer an die Schanzen herangegangen, unter den tiefen Massen, denen die niedrigen Wälle nur wenig Deckung gewährten, bedeutend sein. Kaiser Karl im Harnisch, von seinem ganzen Gefolge begleitet, ritt langsam durch das ganze Lager, besichtigte die Aufstellung, welche Herzog Alba angeordnet hatte, und ermahnte die Heerhaufen jeder Nation in ihrer Sprache zum Ausharren. Er setzte sich selbst dabei dem heftigsten Kugelregen aus.

Viele Geschosse schlugen in das Geschwader seiner Leibwache ganz in seiner Nähe ein, Rosse und Reiter stürzten, eine Standarte wurde fortgerissen, aber Karl bewahrte seine unerschütterliche Ruhe und riß die Truppen dadurch zur Begeisterung hin. Doch war er nicht ohne Besorgniß vor dem Sturme, den er unfehlbar, wenn dies mörderische Feuer seine Schaaren gelichtet haben würde, zu erwarten hatte. Darum war auch die Reiterei, welche an sich zur Vertheidigung eines verschanzten Lagers nichts beitragen kann, ausgerückt und in vier großen Geschwadern da aufgestellt, wo etwa die Reisigen des Feindes über den flachen Graben und die niedrige Brustwehr eindringen konnten. Alba hatte für den Fall des Sturms den sämmtlichen Hakenschützen, welche ausgeschwärmt an den Wällen lagen, Befehl gegeben, nicht eher Feuer zu geben, als bis die Stürmenden auf zwei Pikenlängen herangelaufen wären; dann konnte keine Kugel mehr fehlen.

Noch schien der Augenblick den feindlichen Häuptern nicht gekommen. Das Feuer nahm an Schnelligkeit zu, es war ein Donner ohne Pausen, man sah, nach dem Zeugniß des spanischen Geschichtschreibers, in den Werken nichts als Kugeln mit Höllenwuth umherspringen. Der unbekannte deutsche Verfasser einer Historia belli smalcaldici drückt sich in einer etwas

unpassenden Profanation also aus: „Nachdem das Introit der Apostel (Schärtlin's Geschütze) angefangen, folgte gleich das Kyrie Eleison bei des Kurfürsten Geschütz, die Würtembergischen figurirten das Gradual, die Oberländischen sangen das Allelujah und Sequenz mit einander, also daß bei keines Kriegsmanns Zeiten, der jetzt lebt, solcher Tropus zwischen dem Offertorio je gehört worden, und haben viele hundert Personen desselben Tags im kaiserlichen Stand das Opfer pro requie defunctorum um den Altar getragen, denen allda mit Pulverkerzen geleuchtet worden."

Das Geschütz der Kaiserlichen hatte wohl geantwortet, aber es war im Nachtheil, der Zahl und Stellung nach. Da begann das Feuer zu ermatten, man hörte nur noch die einzelnen Schüsse knallen, welche die spanischen Hakenschützen, die sich auf ihrem Flügel noch außerhalb der Schanzen hielten, mit den feindlichen der Artilleriebedeckung wechselten.

„Jetzt werden sie kommen!" sagte der thüringische Hauptmann zu seinem Obersten.

„Glaubt Ihr das?" rief ein junger Reiter, der aus des Kaisers Gefolge unvermerkt hier zurückgeblieben war. „Ich sehe noch keine Anstalt." Seine Wangen glühten, seine Augen blitzten von kriegerischem Feuer.

„Reitet hinweg, Graf von Schwarzburg!“ sagte Oberst Hildebrand von Madruzzi ernst. „Hier ist Euer Platz nicht. Ich will die Verantwortung gegen den Kaiser nicht auf mich nehmen.“

Der junge Graf sprang vom Pferde und ließ es laufen. „Stellt mich in Euer Glied, Vetter!“ rief er dem thüringischen Hauptmann zu. „Ich nehme alle Verantwortung auf mich selbst!“

„Ihr nennt mich Vetter?“ entgegnete der Hauptmann mit einem stolzen Aufblick. „Wohlan! Wenn Ihr es wißt, so kommt her, macht dem schwarzburgischen Blut Ehre!“

Es war kein Moment zur weitern Verständigung. Der junge Graf hörte wohl, was zu ihm gesagt wurde und daß der Namensvetter sich zu mehr noch bekannte, aber die Kampflust, die sein Blut wie Feuerbäche durch die Adern brausen ließ, nahm jede andere Regung gefangen. Sie sollte jedoch nicht befriedigt werden. Das Geschützfeuer begann mit erneuter Heftigkeit, der Feind mochte bei der Haltung der kaiserlichen Heerhaufen, die er von seiner Höhe wohl beobachten konnte, den Sturm noch nicht genugsam vorbereitet halten. Gleich darauf erschien auch in vollem Lauf ein Edelmann des Kaisers und hinter ihm drein jagten Graf Reinhard von Solms und Graf Johann von Nassau-Saarbrück.

Dem letztern war der junge Schwarzburger besonders anvertraut, er brachte ihm den Befehl des Kaisers, unverzüglich zu Seiner Majestät zurückzukommen. Erröthend und unwillig bestieg Graf Günther sein Pferd wieder, das bei der nächsten Abtheilung angehalten worden war und ihm jetzt zugeführt wurde.

„Ihr versäumt nichts!“ sprach der Thüringer, der ihn mit Freude und Wohlgefallen beobachtete.

Dem jungen Grafen kam es nun wieder zum Bewußtsein, daß jener es angenommen hatte, als er ihn Vetter genannt, er konnte aber nicht mehr mit ihm sprechen, da er den beiden Grafen, die nach ihm ausgesandt waren, folgen mußte. „Im Feuer bleibst Du ja doch!“ tröstete ihn Johann von Nassau. „Mehr als hier, wo die Kugeln alle zu hoch fliegen; bei uns schlagen sie ein!“

„Seid Ihr mit ihm verwandt, Günther?“ fragte Hildebrand von Madruzzi, als die Herren fortgesprengt waren. „Er nannte Euch Vetter.“

„So nannte er mich“, antwortete Günther. Eine weitere Erklärung, auch wenn er sie beabsichtigt hätte, ließ der zunehmende Donner des Geschützes nicht zu. Nachdem derselbe wieder eine geraume Zeit gewüthet hatte, das Lager von neuem mit Geschossen überschüttet worden war, ließ er zum zweiten Male nach, zum zwei-

ten Male konnte der Sturm erwartet werden. Aber wie das erste Mal blieb er aus. Die Bewegungen, welche von den Wällen der Werke bei den feindlichen Heerhaufen zu bemerken waren, kamen wieder zum Stillstand, man sah ein Häuflein von Reitern vor der Front sich sammeln, an den reichen Federbüschen erkennbar als die Fürsten und Führer des Heeres. Sie beriethen wieder und fanden abermals, daß es besser sei, mit dem Feuer fortzufahren, das auch sogleich, nachdem die Herren auseinander geritten waren, in gesteigerter Heftigkeit wieder begann.

Da lächelte der Kaiser, der trotz aller Abmahnungen seiner Getreuen vor seiner Leibwache hielt, und sagte: „Laßt diesen eisernen Regen nur ablaufen, es wird bald schön Wetter kommen.“ Er gab Befehl, daß die Reiterei wieder in ihre Standorte im Lager einrücke und absitze, da er jetzt keinen wirklichen Angriff mehr erwartete. Der eiserne Regen prasselte unterdessen weiter und hörte erst nach neunstündiger Dauer ganz auf. Der Einzige, der fortwährend zur That getrieben hatte, mußte mit Schmerz sehen, daß die Fürsten nicht schlagen wollten; er begriff selbst kaum, daß er an diesem Tag nicht von Sinnen gekommen. „Gott gebe“, schrieb er später nieder, „daß es nicht mit Tradiment (Verrath) zugegangen. Wenn man mir gefolgt hätte,

so wäre es dem Haus Oesterreich hart ergangen.“ In diesen Worten lag ein tiefer Einblick in die Tragweite dieses Kriegs, welche sich wohl die Bundesgenossen, als sie denselben begannen, nicht klar gemacht hatten. Dem Hause Oesterreich, wenn sie den Sieg zu gewinnen vermochten, konnte die Kaiserkrone, welche in demselben, wenn auch nicht ausgesprochen, doch thatsächlich erblich geworden war, verloren gehen, um einem protestantischen Fürsten übertragen zu werden!

Daran dachten die Verbündeten aber gewiß noch nicht und auch am entscheidenden Siege mochten sie zweifeln, da sie zu keinem kühnen Entschlusse sich aufschwingen konnten. Der Abend sank. Für die Geschütze, die man ihrer Schwerfälligkeit wegen nicht gut zu bewegen vermochte, wurde an derselben Stelle, wo sie den Tag über gestanden und gefeuert hatten, ein Wall gegen einen etwaigen Ueberfall aufgeworfen und starke Bedeckung zurückgelassen; die Streithaufen blieben bis zum Einbruch der Nacht über die ganze Ebene ausgebreitet und rückten dann erst wieder in ihr Lager hinter dem kleinen Fluß, der Schuker, welche die Gegner trennte. Der folgende Tag verging unter Scharmützeln vor den Schanzen, das Geschütz ruhte. Bei jenen Plänkeleien zeigte sich aber, daß eine neue Zeit auch im Kriege eingebrochen war, die dem Ritterthum

mit seinen allentscheidenden Reiterkämpfen ein Ende machte. Aufgelöste Schützenschwärme wurden nach einander von drei mächtigen Geschwadern der Schmalkaldner im freien Felde angegriffen. Sonst nur mit Bogen und Armbrüsten bewehrt, wären sie leicht niedergeritten und vernichtet worden, jetzt zersprengten umgekehrt sie mit ihrem Feuer die auf sie ansetzenden Reiterhaufen. Mittlerweile ließ der Herzog Alba seine böhmischen Schanzgräber, damals die besten der Welt, Tag und Nacht an den Werken arbeiten, um diese zu erhöhen und auch weiter hinauszutreiben, sodaß sie den Feind zwangen, sich in weiterer Entfernung zu halten. Am dritten und vierten Tage wurde die Beschießung des Lagers fortgesetzt, dabei blieb es. Wohl richtete sie manchen Schaden an, in der Nähe des Kaisers wurden wiederum Leute getödtet und verwundet, eine Kugel schlug in sein Zelt und zersplitterte die Holzbekleidung des darin erbauten Saales und Schlafgemachs, aber so wenig das Feuer die Ruhe des Monarchen zu erschüttern vermochte, so wenig wankte auch die Standhaftigkeit der Truppen, welche überdem auch an der höhern Brustwehr mehr gedeckt standen. So beschlossen denn die Verbündeten abzuziehen, und Spott und Hohn zogen ihnen nach, als man am Morgen des vierten September nur noch ihre Reiterei bemerkte,

welche in vielen Geschwadern mit etlichen leichten Geschützen die Nachhut bildend den Rückzug deckte. Artillerie und Gepäck waren schon in der Nacht vorausgeschickt, die Massen des Fußvolks ihnen mit grauendem Tage gefolgt. Der Kaiser mit dem Herzoge von Alba und wenigen Reitern begab sich auf die Höhe, von wo Schärtlin's Apostel ihn zuerst begrüßt hatten, er beobachtete die Marschrichtung des Feindes, dem er nur etwas leichte Reiterei nachsandte. Auch ein Liedlein ist der verunglückten Unternehmung bald nachgesungen worden, ein Liedlein der freien Landsknechtsmuse, das sich mit seinen dreiundzwanzig Versen noch erhalten hat. Darin zeigt sich aber ein weiter gehender Blick, als man sonst den „frummen" Landsknechten, welche meist nicht viel über ihren Spieß hinausblickten, nachrühmen kann. Ein Vers lautet:

Landtgraff, das sag' ich dir fürwar:
Der Kayser kriegt nit auff ain jar,
Darzu nit auff vier wochen.
Wenns im ein jar nit eben ist,
So setzt er jhm ain andre frist,
Man muß ihms anderst kochen.

In demselben Sinne sprach im jenseitigen Heerlager auch Schärtlein, als er sich bald darauf über die zu treffenden Maßregeln mit dem Landgrafen erzürnte. Er fand das zwecklose Hin- und Herziehen, das nach

der Kanonade von Ingolstadt folgte, äußerst verderblich und sagte grade heraus, daß er gemeint, daß sie, wohl vierzigtausend Mann stark und mit aller Rüstung zum Schlagen wohl versehen, sich nicht auf die Finkennester legen, sondern mit einem Male der Last abkommen würden, der Kaiser sei ein großmächtiger Herr, den würden sie nicht ausharren. Es war derselbe Gedanke, welchen das Lied des Landsknechts später aussprach. Der Landgraf aber wurde sehr zornig und rief: „Schlagen, schlagen, das ist immer Dein Rath, Dir zu Lieb schlagen. Es wollt' bald geschlagen haben, aber auch bald um Land und Leute gekommen sein, und die oberländischen Städte mit ihren Großhaufen rathen auch nur zum Schlagen, damit sie der Gäste bald abkämen." Der Auftritt wurde so heftig, daß Schärtlin in vollem Zorn um Mitternacht hinwegging. Zwar suchten ihn andere Führer zu besänftigen und der Landgraf selbst sprengte ihm am andern Tage, als beide sich begegneten und Schärtlin, ohne ihn anzusehen, weiter ritt, eiligst nach und bat ihn, die Sache „im alten Stall stehen zu lassen", er sei voll Wein gewesen; aber ein Herz konnte der alte versuchte Held zu diesem Kriege nicht mehr haben, da er sah, daß kein rechtschaffener Ernst damit war. Wenn das nicht, was sie bezweckten, was hofften denn die Bundeshäupter? Glaubten sie Kaiser Karl einzu-

schüchtern? Sie hatten es gewagt, an dem Tage, welcher der ersten Beschießung seines Lagers folgte, ihm auf die Zurückweisung ihres vorigen Schreibens und den Achtsbrief eine beleidigende Herausforderung zu senden, in welcher sie ihn als Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nenne, bezeichnet hatten; wenn dieser Beleidigung nicht sofort mit einer Waffenthat auf Tod und Leben vertreten wurde, konnten sie davon einen andern Erfolg erwarten als eine muthwillige Verschlimmerung ihrer Lage?

Der Kaiser wußte gar wohl, wer mit aller Kraft auf Entscheidung durch die Waffen gedrungen hatte, er kannte seinen gefährlichsten Gegner. Ihm erschien es als der schwärzeste Undank, daß Schärtlin von Burtenbach, den er für seine früher ihm geleisteten Dienste mit Ehren überhäuft hatte, in den Reihen seiner Feinde stand und zum Vernichtungskampf mahnte. Er hatte ihm eigenhändig den Ritterschlag, den er schon früher bekommen, nochmals ertheilt, was wohl noch nie geschehen, er hatte ihn einige Jahre später in den Adelstand erhoben, denn der Ritterschlag war keineswegs an adlige Geburt geknüpft, wie man gewöhnlich glaubt, Ritter und Edelmann durchaus nicht gleichbedeutend, es gab gar viele bürgerliche Ritter und umgekehrt eine Menge Edelleute, welche nicht Ritter

waren. Welchen schmeichelhaften Adelsbrief hatte dem „Lieben Getreuen Schörtle von Burtenbach" das kaiserliche Heroldsamt von Toledo aus, im Druck achtzehn Seiten füllend, ausgefertigt und sein bürgerlich Wappen mit dem Stechhelm durch höhere Embleme und einen goldgekrönten Turnierhelm gebessert, selbiges „zu führen und zu gebrauchen in allen und jeglichen ehrlichen und rödlichen, adeligen, ritterlichen Sachen und Geschäften, zu Schimpf und Ernst, in Stürmen, Streiten, Kämpfen, Turnieren, Gefechten, Gestechen, Ritterspielen, Feldzügen, Panieren, Gezelten aufschlagen, Insiegeln, Petschaften, Kleinoden, Gemälden, Fenstern und Begräbnissen und sonst an allen Enden und Orten nach ihren Ehren, Nothdurften und Wohlgefallen". Mußte er sich nicht in seinen langen, zweigespitzten Bart hinein schämen, dies Wappen zu führen, da er den Herrn, der es ihm verliehen, so erbittert bekämpfte?

Der Kaiser wollte eher Sachsen und Hessen verzeihen als dem Schärtlin. Im weitern Verlauf des thatenlosen Herbstfeldzugs, als der Oberst vom Heere durch Augsburg, in dessen Dienst er stand, zum Schutz der bedrohten Stadt abberufen war und hier durch einzelne, nicht ohne Grausamkeit geführte Unternehmungen dem Kaiser vielen Abbruch that, entsandte dieser ein fliegendes Corps, um zur Strafe sein Schloß Bur-

tenbach zu verbrennen. Schärtlin hatte aber dasselbe besetzt und das Landvolk bewaffnet, sodaß mehrere Herren seiner Nachbarschaft den Kaiser baten, von dem Zuge abzustehen, weil er über die ganze Gegend entsetzliches Unglück bringen werde. Denn der unbeugsame Kriegsmann hatte dem Bischofe von Augsburg gedroht, für jedes Haus, das man ihm verbrenne, ein Dorf zu verbrennen und für einen Markt sein ganzes Bisthum wüst und eben zu machen. Er war der Mann dazu, Wort zu halten, und selbst ein Mordversuch, der auf ihn zur Nachtzeit in seinem Zelt gemacht wurde, stimmte ihn nicht nachgiebiger in seiner Haltung.

Da trafen Nachrichten beim Heere der Verbündeten ein, welche dem Kriege eine andere Wendung gaben. Der Kaiser hatte sich längst mit der ansehnlichen Macht vereinigt, welche ihm der Graf von Büren, durch geschickte Märsche den gegen ihn gesandten feindlichen Schaaren ausweichend, aus den Niederlanden zugeführt hatte. Jetzt stellte auch der König Ferdinand in Böhmen an der sächsischen Grenze ein Heer auf, dessen Befehlshaber der Statthalterschaft in Sachsen einen Absagebrief schickte; vorzüglich aber bedrohte den Kurfürsten sein eigener Vetter Moritz, der sich anschickte, als offener Verbündeter des Kaisers die Acht an ihm zu vollstrecken. Seine Länder zu retten, forderte der

Kurfürst kräftige Unterstützung von den Bundesgenossen, besonders von den norddeutschen, die sich der Sache bisher fern gehalten, er fand aber nur leere Worte und die beim Heere forderten ihn förmlich zur Heimkehr auf, um auch heimkehren zu können! Es war genug geschossen und scharmutzirt worden, auch fürstliches Blut geflossen — Herzog Albrecht von Braunschweig war in einem Gefechte gefallen, in einem andern der „linke Schwager" des Landgrafen, ein Bruder seines Zuweibes, wie Margarethe von der Saal in Deutschland genannt wurde, verwundet — der Winter stand vor der Thür. Rückzug, Heimkehr, Trennung, Winterquartiere in den geistlichen Stiftern, um diese zu brandschatzen — dem Kaiser war der bisherige Kriegsschauplatz überlassen, und eine Aeußerung des Landgrafen, als ihn der Rath von Frankfurt beim eiligen Durchzug mit zweihundert Reitern heimwärts fragte, was er thun solle, ist charakteristisch für die ganze Lage: „In dieser Zeit muß jeder Fuchs Sorge tragen, seinen eigenen Schwanz zu bewahren!"

Achtes Kapitel.

Von Land und Leuten.

Der Winter war eingebrochen, das Gebirge tief verschneit, Weihnachten, das heilige Fest nahte heran. In ganz Deutschland ruhten die Waffen, nur Sachsen, das immer wieder bis in die neueste Zeit das böse Schicksal zu tragen hat, auf seinen gesegneten Fluren Kriege zur Entscheidung gebracht zu sehen, nur Sachsen sollte die Ruhe, wenn sie auch nur eine vorübergehende war, nicht genießen.

An einem finstern Decemberabend ritt ein Reiter, in einen dicken Wolfspelz gehüllt, mit einigen Begleitern zur Heidecksburg hinan, begehrte Einlaß und wurde der Gräfin Katharina, welche mit ihren beiden Töchtern, der Hofmeisterin und einigen andern Frauen noch vereinigt saß, gemeldet; es war der Graf von Schwarz=

burg. Die Gräfin erhob sich, ihn zu empfangen, erstaunt über den unerwarteten Besuch. Was konnte ihn von Sondershausen, wo Graf Günther jetzt seine Residenz genommen, in dieser strengen Jahreszeit, bei den schlechten Wegen hierher geführt haben?

Er hatte sein ganzes Gefolge im Vorzimmer gelassen und trat so hastig ein, daß er sich erst in der Thür besann, den Wolfspelz nicht abgelegt zu haben. Rasch warf er ihn ab, er fiel von seinen Schultern zur Erde. „Komme ich nicht wie ein Dieb in der Nacht, Muhme Katharina?“ rief er der Gräfin entgegen, die ihn willkommen hieß. „Wollt Ihr mir auf eine Nacht Obdach gewähren?“

„Auf viele Tage, lieber Vetter, solange es Euch bei mir gefällt!“ erwiderte die Gräfin herzlich. Sie fragte nicht, aber ihr kluges Auge bemerkte die Aufregung, in welcher der Graf war, und daß er sich sehnte, mit ihr allein zu sprechen. Ein Wink entfernte die Hofmeisterin mit den Kindern und die übrige Gesellschaft, kaum daß der Gast Zeit hatte, seine Nichten zu begrüßen und den Frauen ein Wort zu sagen.

„Ihr habt eine Sorge, lieber Vetter!“ sprach Katharina, sobald sie mit ihm allein war.

„Ich stehe als Flüchtling vor Euch, von Land und Leuten vertrieben!“ rief Günther.

„Was sagt Ihr?“ entgegnete sie betroffen. „Durch wen? Treibt es der Herzog so weit?“

„O nein, nicht der Herzog!“ entgegnete Günther. „Um seinetwillen habe ich büßen müssen. Es ist der Kurfürst, der mich strafen will, daß ich meiner Lohnspflicht auch gegen den Andern nachgekommen bin!“

„Ich bitte Euch, der Kurfürst? Wie ist er auf einmal dahergekommen? War er denn nicht am Rhein? Setzt Euch, Vetter, laßt mich Alles hören, damit wir besprechen können, was zu thun ist!“

Der Graf setzte sich mit einem tiefen Seufzer, sein sorgenvolles Antlitz zeigte jetzt keine Spur von der frühern so wohlthuenden Heiterkeit. „Sie sagten mir's voraus, die es gut mit mir meinten!“ sprach er. „Wenn die beiden sächsischen Fürsten, von denen ich Güter zu Lehn trage, sich wieder entzweien würden, wie es schon geschehen, und jeder von mir fordern möchte, daß ich ihm mit der schuldigen Mannschaft und Ritterpferden zuzöge, was sollte da aus mir werden! Ich glaubte recht klug zu handeln, als ich beiden meine Lehnspflicht leistete. Herzog Moritz schien auch damit zufrieden zu sein, er hat mir's wenigstens nicht nachgetragen, daß ich dem Kurfürsten mit der Hülfe, welche ihm die Stadt Halle an Kriegsvolk schickte, auch ein Paar Reiter nach dem Oberland zugehen ließ. Wie ich von dem grau-

samen Blutbad hörte, das der Herzog in Halle für die Schmalkaldische Hülfe anrichten wollte, wurde mir freilich übel zu Muth — Ihr wißt doch, daß er alle Einwohner wollte niedermachen lassen?"

„Entsetzlich! Das kann nicht wahr sein!" rief Katharina.

„Ich weiß es von einem der Rathmänner aus Halle, der mit auf der Moritzburg gewesen, um Gnade zu erbitten. Sie hatten die schreckliche Kunde bekommen. Herzog Moritz war mit seiner Kriegsmacht und anderthalbtausend Husaren vom Könige Ferdinand in Halle eingerückt — bis auf Wittenberg, Gotha und Eisenach hatte er schon das ganze Land des Kurfürsten in seine Gewalt gebracht. An Halle aber, das die Residenz des Cardinal-Erzbischofs Albrecht gewesen und sich um unsers Glaubens willen eigenmächtig in den Schutz des Kurfürsten begeben hatte, wollte er wegen der Mithülfe gegen den Kaiser ein Exempel statuiren. In der Nacht nach seinem Einrücken sollte dreimal mit der Trommel in der Stadt umgeschlagen werden, beim dritten Male jeder Soldat über seine Wirthsleute herfallen und sie todtschlagen —"

„Das ist unmöglich! Man hat Euch eine Lüge gesagt!" rief Katharina mit edlem Unwillen.

„Der Rathmann hat mir's betheuert!" versicherte

der Graf. „Sie sind nachts um drei Uhr, als schon zweimal umgeschlagen war, mit brennenden Wachslichtern auf die Moritzburg gegangen und haben den Herzog fußfällig um Gotteswillen gebeten, kein unschuldig Blut zu vergießen. Umsonst! Da hat sein Bruder August im Zorne selbst das Schwert gegen ihn gezückt und gesagt: „Wenn's denn nicht anders ist, sollst Du der erste im Blutbade sein." Erst jetzt hat Moritz mit sich handeln lassen."

Katharina verwarf entrüstet die ganze Erzählung als eine verleumderische Lüge, wie deren von beiden Seiten jetzt viele verbreitet würden, sie bestritt dieselbe mit Gründen, doch hatte die Erfindung immerhin Glauben gefunden und hat sich auch der Nachwelt in einem sonst mit urkundlichen Nachrichten belegten Werke erhalten.

„Es soll mir lieb sein, wenn es nicht wahr ist!" sagte Graf Günther. „Mich ließ der Herzog in Ruhe und ging überhaupt nach Dresden zurück, wo er sein Kriegsvolk meist entließ. Er hatte die Acht vollstreckt, die Lande des Kurfürsten besetzt bis auf drei Städte; der Kurfürst hatte bei der Trennung des Schmalkadischen Heeres Winterquartiere im Mainzischen und Fuldaischen bezogen, der Hesse war nach Hause gegangen, fast alle oberländischen Städte hatten sich dem Kaiser

unterworfen — wo sollte noch irgend eine Gefahr für den Herzog drohen? Siehe da! Wie ein Sturmwind ist auf einmal der Kurfürst in Thüringen! Ja, liebe Käthe, er ist im Lande, er hat meine Reiter, die ich dem Herzog auf kaiserlichen Befehl nach Langensalza geschickt, dort überfallen und gefangen, meine Abgesandten, die mich entschuldigen und Remonstration einlegen sollten, den Christoph Enzenberg und Doctor Benedictus Reinhard, hat er ebenfalls festgehalten und ist dann feindlich auf Sondershausen gerückt, sodaß ich der Gefangenschaft nur durch schleunige Abreise entgehen konnte. So komme ich her."

„Wollt Ihr hier den Ansgang abwarten? Bleibt mit Gott bei mir, lieber Vetter! Wir wollen ja sehen, ob der eigensinnige Mann Euch weiter verfolgen wird, weil Ihr Eure Lehnspflicht gegen den Herzog erfüllt habt!"

„Nein, Du muthiges, tapferes Weib!" rief Günther. „Ich will Dir die bösen Gäste nicht auf den Hals ziehen. Hier kann meines Bleibens doch nicht sein. Ich gehe zum Kaiser, wo mein Sohn schon den ganzen Sommer gewesen ist. Der Kaiser hat in Schwäbisch-Hall an der Gicht krank gelegen, jedenfalls finde ich ihn in Schwaben, in Heilbronn oder Ulm, schreibt mein Sohn. Augsburg, das der Schärtlin vertheidigt,

und der Würtemberger halten ihn noch fest, aber sie unterhandeln auch schon um Gnade. Da will ich hin und die Sache abwarten."

„Wo ist Elisabeth mit den Kindern?" fragte Katharina. „In Frankenhausen vielleicht bei Eurem Bruder?"

„Die ist, wie sie gewünscht hat, nach Arnstadt gegangen, der können sie nichts anhaben!" erwiderte der Graf. „Nur ich mußte weichen, da ich keine Macht habe, mein Land mit gewaffneter Hand gegen den Einbruch zu vertheidigen."

„Und Eure Unterthanen?" fragte Katharina sanft, doch war in ihrem Blick ein ernster Vorwurf zu lesen. „Ihr habt doch für sie gesorgt, lieber Vetter? Die Rotten des Herzogs, besonders die Böhmen und Ungarn, welche er mitbrachte, haben in den kurfürstlichen Landen arg gehaust."

Das war der Fall gewesen und der Kurfürst hatte sich, als er den Grenzen Thüringens nahte, in einem Schreiben an die Landstände seines Vetters als Antwort auf das ihrige, das sie vor zwei Monaten im Auftrage ihres Herrn an ihn gerichtet, über „das unchristliche türkische und husarische Volk, das Moritz mit Rauben, Morden und Brennen in sein Land geführt", mit bitterem Unmuth ausgesprochen. Die Stände hatten ihn gebeten, die Besetzung seines Landes durch ihren

Herrn geschehen zu lassen, um Sachsen vor einem größern Unglück, ja vor einer Zerreißung zu bewahren, wenn der Herzog den Befehl des Kaisers nicht ausführe und dieser die Achtsvollstreckung einem fremden Fürsten übertrüge. Nun hatten die Truppen des Herzogs ebenso gehaust, wie es andere nicht schlimmer gethan hätten, und es stand eine furchtbare Rache in Aussicht, welche die Kurfürstlichen nehmen würden. Sachsen gegen Sachsen! Der alte Fluch der deutschen Stämme drohte auch diese in sich zu zerreißen und zu gegenseitiger Zerfleischung zu führen!

„Meine Unterthanen haben nichts verbrochen, mein Land ist schwarzburgisch, nicht sächsisch", entgegnete Günther auf die Bemerkung und Frage Katharina's. „Der Kurfürst wird zur Besinnung kommen, daß ich nichts gethan, er wird draußen im Felde gehört haben, daß ich meinem Sohne ausdrücklich verboten habe, das Schwert zu ziehen, es sei denn zur Vertheidigung des eigenen Lebens. Ich habe das Alles dem Kurfürsten nach Langensalza geschrieben und vor meinem Ausritt von Sondershausen mein Land seiner Schonung empfohlen. Der Kanzler und die Stände sind zur Regierung des Landes bestellt, solange ich abwesend bin — was konnte ich mehr thun, liebe Katharina? Sollte ich als freier Fürst des Reichs mich dem Sachsen als Gefangener stellen?"

Sie gab ihm Recht, daß er nicht anders habe handeln können, obgleich in ihrem Innern eine Stimme gegen ihn sprach. Vielleicht hätte sie selbst als Frau es darauf ankommen lassen, ob der Kurfürst, wenn sie muthig ihn erwartete, eine weitere Gewaltthat verüben werde. Bei dem Charakter Johann Friedrich's, dem sie mit Recht einen starken Eigensinn vorgeworfen hatte, war das aber wohl zu befürchten, und so hatte Graf Günther gewiß richtig gehandelt, ihn nicht zu reizen, sondern seine Großmuth und Frömmigkeit anzurufen.

Unterdessen war Sorge getragen worden, die Begleiter des Grafen unterzubringen und die Tafel auf den weiten Ritt in schlimmer Witterung, den sie heute gemacht, reichlich zu beschicken. Die Gräfin speiste jedoch mit ihrem Vetter allein, beide hatten noch viel mit einander zu sprechen.

„Ich weiß, Katharina, daß Ihr Eurem seligen Mann in der Regierung treulich zur Seite gestanden, ihm manchen guten Rath gegeben habt", sagte er. „Lehnt das nicht ab, es macht Euch Ehre. Ich bitte Euch nun, auch meinen Räthen Euren klugen Rath nicht zu versagen, wenn sie sich an Euch wenden, wie ich sie angewiesen habe, in schwieriger Lage zu thun."

Katharina's Augen leuchteten. „Ihr schlagt meine schwache Kraft zu hoch an, lieber Vetter", sagte sie. „Was ich aber vermag, will ich mit Gottes Beistand thun."

„Auch meine Elisabeth mit den Kindern empfehle ich Euch, sie sind schon in Arnstadt.“ Das Gefühl für die Seinigen machte den Grafen einen Augenblick weich, doch faßte er sich schnell und nahm Katharina's Antwort, daß sie gleich morgen nach Arnstadt fahren wolle, die Lieben zu trösten, dankbar an. Er sprach dann davon, wie er vielleicht beim Kaiser, der ihm besonders gnädig sei, Gutes wirken könne; der Kaiser habe es wohlgefällig aufgenommen, daß er ihm seinen jungen Sohn gesendet habe, es sei ihm von Werth, daß so viele protestantische Fürsten ihm Zeichen ihres Vertrauens gegeben, den Krieg nicht für einen Religionskrieg zu halten, gewiß werde der Kaiser, auch wenn das zweite Kriegsjahr ihm die noch unbesiegten Häupter des Schmalkaldischen Bundes unterwerfe, jenes Vertrauen rechtfertigen, und ihn in diesem Vorsatze zu bestärken, wolle er sich den Bemühungen des Kurfürsten von Brandenburg und der andern evangelischen Fürsten, welche dem Reichsoberhaupte treu geblieben, anschließen. Dann werde noch Alles zu einem glücklichen Ende führen.

„Gott gebe es!“ sagte Katharina, doch theilte sie die Zuversicht nicht. Was sie von außen her vernommen hatte, ließ sie an einem wahren und aufrichtigen Frieden, in welchem dem protestantischen Bekenntniß nichts verloren gehen würde, zweifeln, wenn nicht des

Kaisers Politik, deren Räthsel und Geheimnisse kein Sterblicher gelöst hat, einen solchen Frieden verlangte. Sie ließ aber nun die ganze Politik, an welcher sie nichts ändern konnte, fallen und sprach mit dem Vetter von den Seinigen, auch von andern näher liegenden Dingen. Das war für beide wie ein linder wohlthuender Balsam auf die herben, ätzenden Stoffe, welche sie bis jetzt berührt hatten.

„Ich habe Euch aber noch etwas zu erzählen", sagte Günther darauf. „Der Sohn der Spinnerin hat sich wiedergefunden, unser Halbvetter, den Ihr hier auf der Heidecksburg gehegt habt und der nachher nach Paulinzelle ging. Man konnte ihn schon den künftigen Abt von Paulinzelle nennen! Wenn Euer Schwiegervater länger gelebt und die katholische Kirche im Lande, wie bisher, aufrecht erhalten hätte, so wäre er Abt geworden."

Katharina war bei den ersten Worten betroffen gewesen. Sie hatte doch mit Niemand als mit Doctor Aquila, dem Zeugen ihrer Begegnung im Haine, von dem Armen gesprochen, dessen Erinnerung ihr stets traurige Gefühle weckte! Indessen war sie fern davon, dieser Erinnerung auszuweichen, sie bezog die Rede des Vetters auf jene Rückkehr des Ruhelosen vor anderthalb Jahren und wollte darüber sprechen, der Graf aber ließ sie nicht dazu kommen. „Ja, Katharina, er

trägt jetzt statt der gehofften Inful des Abts den Helm. Mein Sohn hat ihn im Lager des Kaisers getroffen und ohne Umstände als Vetter anerkannt."

Katharina war nur einen Moment verwundert über die Mittheilung. Diese paßte aber zu der Begegnung im Haine, da war Günther's Erscheinung schon die eines Kriegsmannes gewesen, und sie hatte ihn gefragt, ob er den Weg gefunden, den sie für ihn als den rechten erkannte. Daß er nicht unter einem protestantischen Fürsten kämpfen werde, konnte sie wissen, und so durfte sie sich nicht wundern, daß er im Lager des Kaisers gefunden worden war; es interessirte sie nur zu hören, wie der junge Graf mit ihm in so genaue Beziehung gekommen, daß Günther sich zu erkennen gegeben hatte; das schien seinem verschlossenen Wesen so zuwider, daß es sie befremdete. Auf ihre Frage danach vermochte der Graf jedoch keine befriedigende Antwort zu geben. Sein Sohn führte, trotz aller Bemühungen seines Hofmeisters, wie andere junge Herren, den Degen lieber als die Feder, wenn er nur gedurft hätte, und im Feldlager schreibt man ohnehin nicht viel. Daß er im deutschen Regiment Hildebrand von Madruzzi's den schönen Kriegsmann, von dem er seinem Vater gleich nach dem Zusammentreffen im Walde vor Blankenburg viel erzählt, als Hauptmann wiedergefunden, daß er

ihn in seinem Zelte besucht und dieser mitten im Kugelregen vor Ingolstadt sich als seinen Vetter bekannt habe, daß er nachher freilich zurückziehen wollen, aber doch, weil er sich habe überrumpeln lassen mit dem Worte Vetter, was nur auf den Namen Günther gemeint gewesen, seine Abkunft nicht länger geleugnet, und daß er der Sohn des Grafen Heinrich, der eigentlich der Einundvierzigste heißen müßte, wenn ihm die Vettern nicht wegen seiner Heirath den Platz in der Reihe streitig gemacht hätten — das hatte der junge Graf Günther seinem Vater wohl geschrieben, und diesem war es genügend, aber Katharina fand darin immer nicht erklärt, was sie gern gewußt hätte, diese scheinbare Veränderung in dem Wesen des Mannes, an dem sie einen so natürlichen Antheil nahm. Hatte er endlich Alles überwunden? War er nun freier, offener geworden? Er konnte dann auch noch glücklich werden! Er war in der Blüte der Mannesjahre, hatte kaum die Mitte der Dreißig überschritten, warum sollte er nicht ein Mädchen finden, das er noch lieb gewinnen und das ihn glücklich machen konnte? Katharina wünschte es so sehr!

Gerade als sie diesem Gedanken recht lebhaft sich hingab, fing der Graf, den die eingetretene Unterbrechung ihres Gesprächs auf andere Ideen brachte,

plötzlich an: „Ist Euer kleiner Schützling noch auf dem Ehrenstein?" Sie blickte rasch auf, aus ihrem Auge blitzte ein Strahl, gleichsam entzündet durch seine Frage. Wie kam er dazu, in diesem Moment die Jungfrau zu erwähnen, der sie allerdings einen vorübergehenden Schutz gewährt hatte? Sie mußte ihm eine solche Gegenfrage thun.

„Ich dachte wieder an den Krieg, da wir vom Lager des Kaisers gesprochen hatten", antwortete Günther. „Da kam ich auf die Bundeshäupter, was die nun wohl im neuen Jahre anfangen würden, und wie ich bedachte, mit welchen großen Plänen sie im Sommer in Ichtersleben zusammengekommen waren, fiel mir natürlich der Ritt des Landgrafen ein, von dem er so verdrießlich wiederkam. Es wundert mich nur, daß er nicht nach der Heidecksburg geritten ist, da der alte Valentin ihm so unumwunden gesagt hatte, daß seine Nichte bei Euch wäre. Er hat Respekt vor Dir, Käthe, Du kannst stolz darauf sein."

„Ihn riefen wohl wichtigere Dinge, als daß er noch ein Kind, dem die Verhältnisse an seinem Hofe drückend geworden waren, weiterer Nachfrage würdigen konnte. Ich hatte den Wunsch der Frau von Ehrenstein, welche mit Recht ein Zusammentreffen ihrer Adelheid mit dem Landgrafen verhüten wollte, gern erfüllt und das lieb-

liche Kind auf einige Tage zu mir genommen. Das würde ich auch, wenn mich der Landgraf mit einem Besuche beehrt hätte, nicht verleugnet haben, aber gesehen hätte er sie darum doch nicht."

„Ich glaub's!" erwiderte Günther. „Du würdest selbst dem Kaiser muthig begegnen! Ist die Adelheid denn so lieblich, wie Ihr sagt?"

„Hab' ich sie so genannt, so ist's von Herzen gewesen", antwortete Katharina.

„Den Landgrafen hättet Ihr sehen sollen, als ich ihn nach dem Namen seines entflohenen Hoffräuleins gefragt und ihm auf seine Antwort: „Rettleben!" gesagt hatte, daß sie auf dem Ehrenstein bei dem alten Valentin sei. Da wurden seine großen Augen noch einmal so feurig, als sie ohnedem sind. Er fragte denn gleich heftig, ob sie den Gosmar noch bei sich habe. An dem scheint ihm das Meiste gelegen, weil der die Urkunden entwandt, die sich auf seine Trauung mit der zweiten beziehen. Die Mutter hatte ihn dazu erkauft, weil sie damit die Ehre ihrer Tochter retten wollte. Habe ich Euch das noch nicht erzählt? Ich sollte es auch eigentlich nicht, dem Landgrafen war es nur in der Aufregung entfallen und er verbot mir davon zu reden. Es muß dort eine wunderliche Wirthschaft sein!"

„Eine traurige Verirrung des sonst so ausgezeichneten Fürsten!“ entgegnete Katharina. „Wahrhaft zu beklagen für die gute Sache, der er seinen Arm und seinen Geist geweiht hat! Die Nachwelt wird diesen Schatten an seinem edlen Bilde bedauern.“

„Es wird Alles vergessen in der Welt!“ sagte Günther. „Er selbst hat wohl schon Kummer und Noth genug mit der zweiten Frau, die nicht so fügsam ist wie die erste, und wenn es so fortgeht, vier oder fünf hat sie ihm schon geboren —“

Katharina unterbrach diese Erörterungen, die sie nicht liebte, mit der Frage, ob der Landgraf seinem Bundesgenossen, dem Kurfürsten, jetzt auch zu Hülfe gezogen sei, um diesem sein Land wiedererobern zu helfen. Günther wußte das nicht, zweifelte aber daran, da der Kurfürst allein stark genug dazu sei und der Landgraf wohl bald feindliche Gäste vom Rhein her in seinem eigenen Hause zu befürchten habe. Er bat dann die Gräfin, sich nicht stören zu lassen, wenn er morgen in aller Frühe aufbreche, und nahm von ihr Abschied.

„Tröstet meine Elisabeth!“ legte er ihr noch einmal an das Herz. „Ich dachte erst auch daran, sie zu meinem Bruder nach Frankenhausen zu bringen, aber sie meinte,

wir sollten den Heinrich, der mit seiner Frau so still lebt, daß kein Mensch in ganz Thüringen von ihm spricht, aus dem Spiel lassen, sie wollte ihm, der gar keine Kinder habe, nicht mit den unserigen Unruhe machen und glaubte auch, in Deiner Nähe, Du herzhafte Katharina, viel sicherer zu sein!"

„Was rühmt Ihr mich nur immer, wo ich doch so gar nichts gethan habe!" entgegnete die Gräfin.

Sie versprach ihm noch einmal, gleich morgen seine Frau zu besuchen und ihr treulich zur Seite zu stehen, wenn Elisabeth nicht ganz zu ihr auf die Heidecksburg ziehen wolle. Dann schied Günther von ihr und sie blieb allein. Jetzt erst konnte sie Alles recht bedenken und erwägen, was er ihr erzählt hatte. Ueber den Stand des Krieges hatte sie vielleicht bessere Nachrichten als er, da ihr der Superintendent von Saalfeld immer mittheilte, was er durch seine Verbindungen in Augsburg erfuhr. Noch hielt sich diese mächtige Stadt. Ihr tapferer Oberst, den sie mit den höchsten Anerbietungen aus des Kaisers Dienst lange vor dem Kriege in den ihrigen gezogen hatte, war gesonnen, sie bis zu seinem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Auch Herzog Ulrich von Würtemberg hatte sich, soviel man wußte, noch nicht unterworfen, Straßburg, Frankfurt ebenso wenig, von den vier Hauptorten der Städte nur Ulm. Dem Kaiser

blieb also, wenn die Bundesgenossen nur fest standen, noch viel zu thun, um erst Oberdeutschland zu bezwingen. Unterdessen konnten Sachsen und Hessen den abtrünnigen Herzog Moritz niederwerfen und den Böhmen, wo der althussitische Geist sich bis zur Empörung gegen ihren König Ferdinand regte, der erst seit zwanzig Jahren die Krone der Czechen erworben, die Hand zum gemeinsamen Widerstande reichen. So hatte Aquila hoffnungsvoll geschrieben. Aber Katharina sah nicht so vertrauend in die Zukunft. Was der Schmalkaldische Bund bisher gethan und was er versäumt hatte, gab keine Hoffnung zu einem Aufschwung seiner Thatkraft. Es konnten schwere Zeiten kommen, die nur das Vertrauen zu Gott ruhig erwarten half. Als Katharina sich endlich spät in der Nacht zur Ruhe begab, gestärkt durch die heilige Bibel, in welcher sie heute lange gelesen, kehrte ihr Geist vom Allgemeinen auch zu den Gedanken zurück, welche ihr Herz zunächst berührten. Sie dachte an ihre Kinder, an die lieben Verwandten in Arnstadt, die um den fernen Gatten und Vater weinten, sie musterte im Geiste ihre Freunde und Getreuen, auf welche sie unter allen Verhältnissen rechnen konnte, sie sann auf Mittel, ihren Unterthanen die Leiden der Zeit fern zu halten, und als ihr die Gedanken schon im Entschlummern durcheinander flossen, schwebten ihr

noch zwei Gestalten, halb erkennbar, wie in Duft gehüllt, vorüber, weit getrennt, denn sie hatten ja keine Verbindung, dann aber näher und näher sich kommend, über ihnen in einer Glorie das Kreuz! Die Hände faltend, keiner klaren Vorstellung mehr fähig, war Katharina entschlummert.

Neuntes Kapitel.

Verfolgung.

Das Fest des Herrn, das fröhliche Weihnachtsfest, hatte auch in diesem Jahre, wo doch so schwere Wolken am Himmel Deutschlands drohten, seine Kraft bewährt. Bei der Lust und Freude der Kinder war auch den Aeltern und Freunden das Herz wieder froh geworden und man sah gefaßter dem neuen Jahre entgegen. Die Ereignisse, welche es bringen sollte, ließen nicht lange auf sich warten.

Der Abend des Neujahrstages war finster, mit Regen und Sturm auf Stadt und Land gesunken, da klopften schon die Gewaffneten des Kurfürsten von Sachsen an das Klausthor zu Halle. Der Wild- und Rheingraf Philipp, der Kämmerer von Ponickau und der Feldmarschall von Schönberg waren es, welche mit

ihren Geschwadern und sechshundert Schützen Einlaß begehrten. Konnte er ihnen verweigert werden? Sie ritten sogleich auf die Moritzburg zu dem kranken, gebrechlichen Erzbischof, der ihnen Stadt und Schloß übergeben mußte. Andern Tages hielt Johann Friedrich selbst mit mehreren Fürsten und vielen Grafen und Herren seinen Einzug und führte die Unterhandlung mit dem Erzbischofe bald zu dem Ende, daß ihm die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt abgetreten werden mußten. Dann zog er auf Leipzig. Herzog Moritz, der sich hier befand, wich einem Treffen aus, eilte vielmehr nach Dresden und sammelte wieder Truppen, da er sie meist entlassen hatte, schrieb auch eilends um Hülfe an den Kaiser.

Alles wäre aber für ihn zu spät gekommen, wenn der Kurfürst Schlag auf Schlag hätte folgen lassen. Seine Krieger brannten vor Begierde, die Freudenschüsse, welche sie schon vor zwei Monaten im kaiserlichen Lager, dem sie bei Giengen gegenübergestanden, wegen der Eroberung der kurfürstlichen Lande durch Herzog Moritz gehört hatten, dem Verräther an seinem Stamm und Glauben mit scharfen Schüssen zu vergelten. Sie hatten in Oberdeutschland ihre Kampflust nicht befriedigen dürfen, um so höher war diese jetzt gestiegen. Warum führte sie ihr Fürst nicht gegen den treulosen

Vetter, warum erst zur Belagerung von Leipzig, das ihm zufallen mußte, wenn Moritz geschlagen war? Drei Wochen wurde Leipzig vergebens belagert und mit unglaublich schlechtem Erfolge beschossen. Kein Wunder, wenn das Volk an Verrath, wenigstens absichtliche Schonung dachte und das Spottlied sang: „Leipzig liegt haußen und Leipzig liegt drinnen, also kann Leipzig nicht Leipzig gewinnen!" Viele kurfürstliche Offiziere hatten nämlich Hab und Gut, Weiber und Kinder nach dem sichern Leipzig gebracht, ehe sie zum Kriege ausrückten; so mochten sie vielleicht nicht ernsthaft der Stadt schaden wollen, und in einem Kriegsrath wurde der Sturm, zu welchem Georg von Reckerodt, Oberst eines hessischen Regiments, dringend mahnte, mit Stimmenmehrheit verworfen. Der Kurfürst hob denn die fruchtlose Belagerung auf, nicht etwa, um noch jetzt den Herzog Moritz, der bei Chemnitz erst wenig Truppen beisammen hatte, vor Ankunft der Hülfe, die ihm sein Jugendfreund Albrecht von Brandenburg-Kulmbach zuführte, anzugreifen, sondern um in dem fetten altenburger Lande bequeme Winterquartiere zu beziehen.

Und noch lächelte ihm das Glück, wenn er nur die wandelbare Fortuna bei der Stirnlocke gefaßt hätte! Ein verführerisches Weib bot ihm ihre Hülfe dazu.

Markgraf Albrecht war in Sachsen angekommen und rückte auf Rochlitz. Hier residirte Elisabeth, die Schwester des Landgrafen von Hessen, Wittwe jenes Erbprinzen von Sachsen, der, noch strenger katholisch als sein Vater Georg der Bärtige, vor diesem gestorben war. Seine Wittwe zeigte sich in keiner Beziehung streng, weder im Glauben, noch in ihren Sitten. Daß sie über die Doppelehe ihres Bruders empört war, galt weniger dem Aergerniß an sich als der Person ihres gewesenen Hoffräuleins, das der Landgraf gewählt hatte. Sie selbst wußte sich, ohne zu einer zweiten Heirath zu schreiten, ihren Wittwenstand so freudenreich als möglich zu machen. Albrecht von Brandenburg, im wilden Lebensgenuß auf seiner kurzen stürmischen Laufbahn sich berauschend, wurde von der schönen Wittwe, die ihn auf ihrem Schlosse fürstlich aufnahm, mit schlauer List bethört, daß er über den Festlichkeiten beim schäumenden Becher der Lust aller Vorsicht des Feldherrn vergaß. Da wurde er in der Nacht zum dritten März nach einem großen Gelange, das seine Wirkung auf ihn und die meisten seiner Führer nicht verfehlt hatte, von den Kurfürstlichen, an welche er verrathen war, überfallen, für seine Person, als er sich rasch gewaffnet auf das Pferd geworfen hatte, nach tapferem Widerstande gefangen und sein zusammenlaufendes Kriegs-

volk zum großen Theil niedergemacht. Was davon begnadigt wurde, mußte schwören, binnen vier Monden nicht gegen den Kurfürsten zu dienen, und zog dann mit weiß geschälten Stäben, dem Zeichen schimpflicher Ergebung, von dannen.

Zersprengt war also die Hülfsmacht des Herzogs, es kam nur noch darauf an, ihn selbst zu schlagen, dann frisch im Siegeslaufe nach Böhmen hinein, wo die furchtbarste Gährung waltete, in Prag die utraquistische Ritterschaft sich versammelt hatte, Schaaren des hussitischen Landvolks zuströmten, die alten hussitischen Schlachtgesänge, vor denen manches Reichsheer in entnervender Furcht zerstäubt war, in den Straßen nach hundertjähriger Ruhe wieder erschallten und die Glocken vom Thein und vom Neustädter Rathhause, welche schon König Wladislaw zu läuten streng verboten hatte, ihre dumpfen, aufregenden Klänge hören ließen. Nur ein mannhafter Entschluß, ein rasches Vordringen nach Prag, dem nichts im Wege stand, und Böhmen, dessen Stände sich der alten Erbeinigung mit Sachsen erinnerten, wäre dem Hause Habsburg verloren gewesen!

Der Kurfürst ließ seinen Sieg bei Rochlitz den böhmischen Ständen melden und erklärte sich bereit, jene Erbeinigung mit ihnen zu erneuern, sie schrieben schon eine allgemeine Rüstung der drei Stände des König-

reichs aus und ernannten einen Oberfeldhauptmann über ihre Kriegsmacht: Kaspar Pflug von Rabenstein, der auch sofort gegen das Gebirge rückte, um sich mit den Sachsen in Verbindung zu setzen. Ohnmächtig mußte König Ferdinand dieser offenen Widersetzlichkeit zusehen. Er konnte nichts thun, sie zu unterdrücken, denn die Mährer, die Schlesier, auf die er gerechnet hatte, waren säumig, der Kaiser noch fern.

Aber der Kurfürst von Sachsen kehrte mit seinem Siege bei Rochlitz zufrieden in die Winterquartiere nach Altenburg zurück, um auf seinen Lorbeeren zu ruhen, und ließ nur eine Abtheilung unter Thumbshirn bis Joachimsthal in Böhmen einrücken, zu schwach, um hier etwas zu wirken, zu stark, wenn der Kurfürst doch zurückbleiben wollte, denn sie schwächte ihn gegen die wachsende Macht seines Gegners. Johann Friedrich war kein Feldherr, er hatte das ja selbst im Schmalkaldischen Lager gegen den Landgrafen und den wackern Schärtlin erklärt; wenn er aber kein Feldherr war, mußte er eigensinnig auf seiner eigenen Meinung bestehen, da es ihm doch an gutem Rath unter seinen treuen sächsischen Kriegsobersten nicht fehlte?

Wäre Schärtlin bei ihm gewesen, vielleicht hätte er jetzt eher auf ihn gehört als im verwichenen Herbste. Aber der Tapfere war zu dieser Zeit von seiner Stadt

bereits aufgeopfert, um des Kaisers Gnade zu erlangen. Von den vier Hauptorten des Städtebundes hatte sich, wie schon bemerkt, Ulm zuerst ergeben; die Leinweber, wie Schärtlin die Ulmer spottweise nannte, waren mit einer Deputation vor dem Kaiser erschienen und hatten in spanischer Sprache — zum ersten Male, daß eine neuere fremde Sprache zu Unterhandlungen in Deutschland gebraucht wurde! — ihre Schuld bekannt, daß sie in ihm den Allmächtigen selber beleidigt. Der Kaiser hatte sie begnadigt und ihnen nur eine Geldstrafe auferlegt. Herzog Ulrich von Würtemberg war dann ebenfalls auf Unterhandlungen eingegangen, dem Grafen Büren hatte sich Frankfurt unterworfen. Die kleinern Städte überstürzten sich darin; an einem Tage waren sechs Deputationen eingetroffen, um ihren Fußfall vor der beleidigten Majestät zu thun. Nur das mächtige Augsburg hatte eine Zeit lang Miene gemacht, sich zu vertheidigen, wozu es wohl die Mittel und auch den Feldhauptmann besaß. Die Mauern und Wälle der Stadt waren stark, Schärtlin hatte noch immer dreitausend Mann und zweihundert Geschütze. Er hatte sich anheischig gemacht, die Stadt über Jahr und Tag zu halten, unterdessen könne ein Umschwung der Verhältnisse eintreten, der Bund sich wieder aufraffen, und wenn es Gottes Wille sei, daß sie zu Grunde gehen sollten, sei es doch besser,

um des Wortes Gottes und der Freiheit des Vaterlandes willen zu sterben, als in Schande und Verleugnung der Wahrheit zu leben. Das hatte männlich gelautet, aber bei den Kaufherren, die nur für das Ihrige zagten, wenig Anklang gefunden. Anton Fugger war auf seine eigene Hand zum Kaiser gereist und mit billigen Bedingungen wiedergekommen; nur ihren Obersten Schärtlin sollten sie entfernen, eine kleine Besatzung aufnehmen, eine geringe Geldsumme zahlen, um Vergebung bitten und neue Huldigung leisten, sonst aber bei ihrer Religion bleiben. Im Rath, wo das kaufmännische Interesse überwog, war man gleich damit einverstanden gewesen und hatte nur Besorgniß, wohl auch einige Scham vor Schärtlin gefühlt; man hatte ihn zu überreden gesucht, daß er nur des Scheins wegen auf vierzehn Tage nach der Schweiz gehen solle, und als er darauf bestanden, nur mit Vorwissen der Gemeinde und des Kriegsvolks, aber nicht heimlich mit Schimpf und Hohn die Stadt zu verlassen, hatten ihn die Herren mit weinenden Augen gebeten, „da er immer so treu und ritterlich an ihnen gehandelt, solle er sie und gemeine Stadt sammt so vielen Weibern und Kindern nicht also in Sterben und Verderben führen; sie erkennten, daß die Stadt in seiner Hand stünde, er möge ihnen Krieg oder Frieden bringen, doch bäten sie

ihn um Gottes willen, er solle ihnen zum Frieden helfen, sie wollten ihm unter ihrem Stadtsiegel Urkund geben, daß er nichts ohne ihr Geheiß und anders nicht, denn einem rittermäßigen Mann gebühret, bei ihnen gehandelt, sie wollten ihm auch seine Güter zu Burtenbach liegends und fahrends bezahlen". Da hatte sich der tapfere Mann endlich fügen müssen. In den Worten, die er selbst darüber niedergeschieben hat, drückt sich seine volle Erbitterung aus. „Da die Fürsten so spöttlich vom Oberland entwichen, die Oberpfalz und die Donau ganz und gar verloren, Würtemberg und alle Städte bis Konstanz und Lindau schändlich übergeben, Baiern und Tirol wider uns, Alles rings um Augsburg voller Feinde und ich mich keiner einzigen menschlichen Hülfe zu getrösten hatte, hab' ich mich endlich drein ergeben." Mit nur fünfunddreißig Reitern war er am 29. Januar 1547 vor Tagesanbruch aus der Stadt geritten, und noch an demselben Tage hatten die Abgeordneten derselben den Kaiser zu Ulm fußfällig um Gnade gebeten. Bald darauf war auch Straßburg dem Beispiele gefolgt und am vierten März der Herzog von Würtemberg. Zum Hohn erzählte sich das Volk die Fabel, er habe sich dazu ein Roß abrichten lassen, das vor dem Hause des Kaisers die Kniee gebeugt, worauf der Reiter abgesessen, um im Audienzsaal vor

dem Throne in großer Versammlung ein Gleiches zu thun. Hier habe er ein klägliches Sündenbekenntniß durch den Mund seines Kanzlers abgelegt. Der spanische Geschichtschreiber Avila als Augenzeuge berichtet von jener Roßfabel nichts, wie sich überhaupt sein Werk durch einen würdigen und edlen Ton auszeichnet. So war denn ganz Süddeutschland dem Kaiser unterworfen, gerade im März, als der Kurfürst von Sachsen bei Rochlitz gesiegt und das ganze Land des Herzogs Moritz bis auf Dresden und Pirna erobert hatte und in Böhmen sich die gefährliche Bewegung zu seinen Gunsten immer gewaltiger ausbreitete, während der Landgraf von Hessen neue Rüstungen betrieb. Die niedersächsischen Bundesstädte Bremen, Braunschweig, Goslar, Hamburg, Magdeburg, Hildesheim, Göttingen, Hannover, Minden und andere, alle norddeutschen Bundes- oder religionsverwandten Fürsten, selbst die fremden Könige, an die man sich gewandt, konnten doch immer noch Beistand leisten und der Krieg eine furchtbare, welthistorische Wendung nehmen. Es kam nur darauf an, welche Partei von der augenblicklichen Lage den meisten Vortheil zu ziehen verstand. Drüben freilich ein starker Wille, die Einheit des Gedankens, die Einheit des Kriegsbefehls, der geschickteste Feldherr, ja der Kaiser selbst ein solcher

im besten Sinne — wie stand es bei den Verbündeten? Gar traurig!

Im Süden regte sich der Frühling schon mit Macht, im Herzen von Deutschland, in Franken und Thüringen, hatte er aber noch um jeden Schritt zu kämpfen den er dem Winter auf den Bergen abgewann. Oben lag immer noch Schnee an vielen Stellen, ob auch die Saale vom Waldstein auf dem Fichtelgebirge, wo ihre Quelle liegt, der Main und die andern Flüsse immer mehr Wasser herabführten. In den Thälern wurde es aber schon lustig grün, die Gräser sproßten, die zeitigsten Frühlingsblümchen hoben ihre bunten Köpfchen aus der Erde, die Knospen an den Sträuchern und Bäumen fingen an zu schwellen. Stürmische Lüfte fegten die Nebel hinweg, die immer von neuem aus den Schluchten und Höhlen der Berge empordampften und sich zu Wolken ballten, am Himmel jagten sich wunderliche Gebilde, unsichtbar in der Höhe schwebten die Lerchen und ließen ihren fröhlichen Gesang erschallen, die Kuppen, welche lange Zeit verhüllt gewesen, ragten mit klaren Umrissen im leuchtenden Blau des Aethers. Wie stimmte das Alles der Menschen Gemüther zu neuer Hoffnung und Freude!

Am Fenster ihres Zimmers stand Katharina von Schwarzburg und schaute mit hellen Augen den Wolken

nach, welche der frische Morgenwind über das Thal der Saale trieb. Auch in Katharina's Seele war neue Hoffnung und Freudigkeit erwacht, wenn sie sich auch über den Ausgang des Kriegs, dessen zweiter Feldzug vorbereitet wurde, keiner Täuschung hingab. Ihre Hoffnung und Freudigkeit stand auf einem festern Grunde als dem der irdischen Macht. Was kommen sollte, war eine Schickung des Herrn und mußte wie alle Dinge denen, die ihn liebten und fürchteten, zum Besten dienen. Nachrichten, die ihr von außen zugegangen waren, trugen dazu bei, diese gottesfreudige Stimmung zu erhöhen. Graf Günther, der beim Hof- und Heerlager des Kaisers glücklich angekommen war, hatte ihr die beruhigendsten Mittheilungen über das Verhalten desselben gegen die unterworfenen protestantischen Stände gemacht; nirgends war die freie Religionsübung gestört worden, der Kaiser schien wirklich seine frühern Manifeste unverbrüchlich halten zu wollen. Und wenn er auch nach dem vollständigen Siege auf die an sich preiswürdige Vereinigung beider Religionsparteien in einem gereinigten Glaubensbekenntniß zurückkam und der Kampf in Wort und Schrift von neuem entbrannte, so mußte doch, wenn beide Theile redlich eine Verständigung wollten, zuletzt wenigstens ein dauernder Glaubensfriede zu Stande kommen.

Es war aber nicht diese Ueberzeugung allein, welche Katharina's Augen so hell in den schönen Morgen hinausschauen ließ. Sie hatte auch von ihrer Tochter und deren Gemahl erfreuliche Briefe erhalten, erfreulich nicht blos in Bezug auf das Glück Anastasia's, an welchem die Mutter nie gezweifelt, sondern auch in Bezug auf die Verhältnisse zu Kassel. Graf Vollrath von Waldeck besaß das Vertrauen des Landgrafen, er war sein Gesandter beim Religionsgespräch zu Regensburg im vorigen Winter und hier einer der Auditoren gewesen, ihm war auch jetzt Manches bekannt, was Andere nicht wußten, und er nahm keinen Anstand, der verehrten und geliebten Mutter seiner Anastasia davon zu erzählen. An eine Bundeshülfe durch den Landgrafen war freilich nicht zu denken. Er war von allen Seiten bedroht, seiner gräflichen Vasallen Lippe, Schaumburg, Rittberg beraubt, seines eigenen Landesadels, dessen Vornehmste sich zum Kaiser wandten, nicht mehr sicher, das Land war erschöpft, aber dennoch hatte er feierlich erklärt, sich zu keinem Schritte zu verstehen, der gegen die Religion oder die Ehre wäre. Die wichtigste Nachricht, welche Graf Waldeck seiner Schwiegermutter mitgetheilt hatte, war aber die, daß der Landgraf dem Kurfürsten, nachdem dieser seinen Sieg nicht durch eine kräftige Unternehmung benutzt hatte, den Rath ge-

geben, solange er noch unbesiegt sei, einen Vertrag zu schließen, auf den der Kaiser gewiß eingehen werde. Diese Aussicht war es besonders, welche Katharina mit Hoffnung erfüllte. Welches Elend konnte dadurch dem Vaterlande noch erspart werden!

Ein Geräusch hinter ihr machte ihr bemerklich, daß sie nicht mehr allein war. Sie wandte sich um und sah in die treuen braunen Augen der Magd, die sie besonders gern um sich hatte; einfach, wie sie war, lehnte sie oft die Dienstleistungen der Fräulein ab, welche zu ihren Befehlen standen, und ließ sich persönlich lieber, wie eine Bürgerfrau, von minder feinen Händen bedienen. „Was willst Du, Lisbeth?“ fragte sie freundlich, da sie das Mädchen nicht gerufen hatte und dieses etwas auf dem Herzen zu haben schien.

„Ich wollt' schön bitten, auf einen Tag oder zwei fortgehen zu dürfen“, sagte die Magd.

„Ist Jemand krank bei Dir?“ fragte die Gräfin theilnehmend.

„Bei mir Niemand, ich will auch nicht nach Paulinzelle gehen“, antwortete Lisbeth. „Auf dem Ehrenstein aber ist die Frau verunglückt, und das Fräulein hat den Kandel gebeten, der just oben war, daß er hergehen möchte, ob ich nicht ein paar Tage abkommen könnte.“

„Verunglückt? Frau von Ehrenstein?“ rief die Gräfin. „Was ist ihr geschehen?“

„Das weiß ich nicht“, erwiderte das Mädchen. „Der Kandel wußt' es auch nicht, er war gleich hergelaufen.“

„Ist er noch hier? Rufe ihn herein!“ befahl die Herrin. „Du kannst Dich auf den Weg machen, sobald Du willst, der Krämer mag Dich begleiten.“

„Auf den warte ich nicht, ich geh' schon allein“, sagte Lisbeth. „Der will auch weiter nach Orlamünde, hat er gesagt. Ich ruf' ihn gleich.“ Im äußersten Vorzimmer harrte der Krämer auf Bescheid, er wollte auch gern hören, warum das Fräulein durchaus die Lisbeth haben wollte, da sie doch andere Mägde hatte und die Lisbeth gewiß nicht auf lange abkommen konnte. Das fragte er auch, sobald sie aus dem Gemach der Gräfin kam, und als er keinen Bescheid erhielt, wollte er sie durchaus nach dem Ehrenstein begleiten, sein Geschäft in Orlamünde könne warten. Sie hieß ihn aber dem Befehle der Frau Gräfin gehorchen und ermahnte ihn noch, sie nicht etwa zu belügen, sondern es ehrlich zu sagen, wenn er nicht wisse, was auf dem Ehrenstein geschehen sei.

„Wie werd' ich denn das nicht wissen?“ entgegnete er, die ihm halb Zugesagte verliebt anlächelnd. „Gibst

Du mir ein Herzeküßchen, so sollst Du's auch gleich erfahren.“ Er nahte ihr schon mit gespitztem Munde.

Sie hob aber ihre kleine harte Hand, um sich in wehrhaften Stand zu setzen, und er wollte doch den äußersten Folgen seiner Zärtlichkeit nicht begegnen. „Nun, ich erzähle Dir's unterwegs! Warte auf mich! Die Audienz wird ja nicht ewig dauern.“ Er verließ sie, da schon ein Diener aus dem nächsten Gemach, das nach dem Zimmer der Gräfin führte, ihn zu rufen kam. Lisbeth dachte aber nicht entfernt daran, auf ihn zu warten, sondern hatte in wenig Minuten schon zusammengerafft, was sie etwa für eine kurze Abwesenheit brauchte, und trat ihre Wanderung an, ehe er noch von der Gräfin entlassen war. Daß er sie mit seinem Kasten auf dem Rücken nicht einholte, dafür wollte sie schon sorgen.

„Nun, Kandel“, redete ihn die Gräfin an, als er mit tiefen Verbeugungen eintrat und an der Thür stehen blieb, „was ist der guten Frau von Ehrenstein begegnet? Du hast gesagt, sie sei verunglückt.“

„Sie hat einen grausamen Fall gethan“, erwiderte der Krämer.

„Und das Fräulein hat Dich hieher nach der Lisbeth geschickt?“ fragte die Gräfin, in deren Mienen ein lebhaftes Bedauern über den Unfall der alten

würdigen Frau zu lesen war. „Was kann die aber helfen? Mutter Anne wäre besser!“

„Die wird schon auch geholt sein, gräfliche Gnaden. Die Lisbeth sollte doch auf den Ehrenstein ziehen, weil das Fräulein ein absonderliches Wohlgefallen an ihr gefunden hatte; nun ging das aber nicht, weil sie schon allhier bei Euer Gnaden Schloßgesind durch ihre Muhme verdungen war. Jetzt —“

„Schon gut, Kandel!“ unterbrach ihn die Gräfin. „Das Fräulein wird Dir ihren Grund nicht gesagt haben. Weißt Du etwas Näheres über den Fall der armen Frau von Ehrenstein? Hast Du das Fräulein selbst gesprochen?“

„Ja, gräfliche Gnaden. Ich wollte oben einmal wieder anfragen, da begegnete ich draußen den beiden Junkern mit dem abscheulichen Hunde, der mich wieder anfiel; ich fürchtete mich aber nicht und wies ihn ab. Inzwischen kam das Fräulein dazu, rief den Hund ab und schalt die Junker und sagte mir, daß heute nichts für mich zu machen sei, weil die gestrenge Frau sich schier zu Tod gefallen habe, im Schreck über ihren Herrn, der mit seinem Zottel gestürzt, unten beim Dorfe, wie er einem, den er gern hat sprechen oder fangen wollen, nachgejagt ist. Wer das gewesen, das hat mir das Fräulein nicht gesagt, ich bin ihm aber nachher

selbst begegnet. Eure gräfliche Gnaden kennt ihn auch, es ist der, dem vor Jahr und Tag hier nachgesetzt wurde, jetzt kann er sich aber frei sehen lassen, denn er hat Frieden von seinem Herrn und ist ein Bote von ihm, ich glaube gar an den Kaiser, der schon bei Bamberg stehen soll. Gott behüt' uns! Die Sachsen —"

„Laß diese Dinge!" schnitt ihm die Gräfin seine Rede ab. „Ich fragte Dich nach der Frau von Ehrenstein. Das Fräulein hat Dich also hieher geschickt?"

„Sie fragte, wo ich hin wolle, und als ich ihr Bescheid gab, trug sie mir auf, Eure gräfliche Gnaden in ihrem Namen um Urlaub für die Lisbeth zu bitten. Warum, das hat sie mir nicht gesagt. Aber ich kann mir's wohl denken. Der Freier, den sie abgewiesen hat — es sollt's Niemand wissen, aber so etwas erfährt man doch, absonderlich wenn man selber eine hat, die darum weiß — nun also der Freier war doch wieder einmal oben gewesen — ich kenne ihn, ein Junker von Fehde aus Eurer gräflichen Gnaden Land Henneberg."

Die Gräfin kannte das Geschlecht, aber sie winkte dem Krämer zu schweigen, da sie an seinen Neuigkeiten, die er fast noch lieber als seine Waaren auspackte, kein Gefallen hatte. Sie wußte nun, was der Frau von Ehrenstein widerfahren war; der Sturz des alten

Herrn hatte wohl keine üblen Folgen gehabt, da sonst auch von ihm mehr gesprochen worden wäre; die Vermuthungen des Krämers über den Grund, welchen das Fräulein von Rettleben gehabt, sich die Müllerstochter von Paulinzelle zu erbitten, konnten ihr gleichgültig sein, und wenn sie auch von der Erwähnung des Menschen, von dem sie mehr wußte als der Arnstädter Krämer, befremdet war, so mochte sie doch nicht weiter nach ihm fragen. Sie durfte hoffen, durch Adelheid Alles zu erfahren, was sie interessirte, denn in der kurzen Zeit, welche diese, um der Begegnung mit dem Landgrafen zu entgehen, bei ihr auf der Heidecksburg gewesen, hatte sie ihr ganzes Herz gewonnen, mehr noch, wie Adelheid ihr selbst gestanden, als die so gütige Frau von Ehrenstein, welche doch ihre Verwandte war; um deswillen mehr, so glaubte wenigstens Katharina, weil zwischen ihnen kein solcher Unterschied des Alters stattfand als zwischen Adelheid und der hochbetagten Matrone. Der Krämer wurde denn entlassen. Er hörte, daß die Gräfin das Gesuch des Fräuleins schon bewilligt habe, als er aber draußen nach Lisbeth sich umsah und fragte, um an ihrer Seite angenehm durch den Wald die zwei Stunden zum Ehrenstein zu schlendern und wo möglich doch ihr Jawort endlich unter vier Augen zu gewinnen, vernahm er mit großem

Verdruß, daß sie längst fort sei. Er konnte nicht hoffen, sie auf ihren jungen flinken Beinen einzuholen, setzte also schmollend seinen Weg nach Orlamünde fort, wo er bei dem gewesenen Abt des Wilhelmitenklosters Ellinger, dem der Kurfürst bei seiner Verheirathung des aufmunternden Beispiels wegen die Einkünfte seines aufgehobenen Klosters geschenkt hatte, immer einen guten Absatz fand.

Es war die Absicht der Gräfin Katharina gewesen, die Verwandten in Arnstadt morgen einmal wieder zu besuchen; die Nachricht von dem Unglücksfall der alten Frau von Ehrenstein bewog sie, noch heute zu fahren und sich unterwegs nach dem Befinden der Leidenden zu erkundigen. Vielleicht trugen auch die weitern Andeutungen Kandel's, auf welche sie sich nicht mit ihm eingelassen hatte, dazu bei. Sie nahm ihre beiden Töchter mit, welche ihre Cousinen sehr lieb gewonnen und mit den jüngsten, obschon diese nur sieben und sechs Jahre alt waren, gern spielten. In dieser fröhlichen Erwartung plauderten die Mädchen im Wagen viel, die Hofmeisterin bemerkte aber wohl, daß die Gräfin immer ernster wurde, und gestattete sich zuletzt eine Frage. Es war eine hingeworfene Aeußerung des Krämers, welche Katharina nicht verloren gegangen war und sie nach der kurzen Ablenkung ihrer Gedanken

auf nähere und persönliche Beziehungen wieder beschäftigte: der Kaiser sollte schon in Bamberg stehen. Wohl konnte es erwartet werden, daß er seinem Bruder in der Bedrängniß zu Hülfe kommen und den Krieg in Norddeutschland nach dessen unglücklicher Wendung gegen seine Vorkämpfer, Herzog Moritz und Markgraf Albrecht, mit seiner ganzen Macht aufnehmen werde. Aber daß er, der noch vor kurzem krank in Schwaben gelegen hatte, jetzt schon bis Bamberg vorgedrungen sein solle, schien fast unmöglich; es war gewiß eine von den vielen falschen Nachrichten, welche der Krämer, um sich eine Wichtigkeit beizulegen, bei seinen Wanderungen aus unbestimmten Gerüchten verbreitete. In Wahrheit hatte Kaiser Karl allerdings Bamberg nicht erreicht und kam auch gar nicht dorthin, wohl aber war er zu Nürnberg und richtete seinen Marsch durch die Oberpfalz auf geradem Wege, das Fichtelgebirge zur Seite lassend, nach Eger, wo König Ferdinand mit seiner geringen Schaar eine abwartende Stellung genommen und der Herzog August von Sachsen, Moritz' Bruder, ihm die schwere sächsische Reiterei zugeführt hatte.

Von allen Bewegungen der beiden Parteien war in Thüringen noch nichts Näheres bekannt, Katharina wußte nur, daß sich Entscheidungen vorbereiteten, und

war, als sie wieder daran dachte, durch die sorglose Heiterkeit ihrer nichts ahnenden Kinder wehmüthig gestimmt worden. Die Frage der treuen Frau, welcher sie die besondere Obhut ihrer Töchter anvertraut hatte, stählte sie jedoch wieder, sie fühlte, daß sie sich nicht weichen Gefühlen hingeben dürfe, wo die Ereignisse vielleicht bald ihre ganze Seelenkraft in Anspruch nahmen. Freundlich beantwortete sie die Frage der Hofmeisterin, der Wahrheit gemäß, aber doch nur im Allgemeinen, und setzte zugleich hinzu: „Alles steht in Gottes Hand! Wir wollen thun, was an uns ist, und den Ausgang ihm anheimstellen."

Auf dem Ehrenstein war im Hofe große Bewegung, als der Wagen der Gräfin von Schwarzburg unangemeldet einfuhr. Das Gesinde lief eben zusammen, man hörte laute Stimmen durcheinander, Alles stürzte nach einem Punkte hin, wo sich ein Knäuel von Menschen bildete. Auf einen Wink der Gräfin sprengte der berittene Diener, der ihren Wagen begleitete, voraus, sich nach der Ursache des Zusammenlaufs zu erkundigen. Er sah in der Mitte des Kreises einen großen Wolfshund im Todeskampfe liegen. Die Leute hatten einen weiten Ring um ihn gebildet, Alles war jetzt still und nur flüsternd theilten sie sich ihre Bemerkungen mit. Der gräfliche Diener wandte verächtlich sein Pferd

und jagte zum Wagen seiner Herrin zurück, der mittlerweile am Wohnhause vorgefahren war. „Es ist nur ein Hund!“ meldete er lachend.

In der Thür des Hauses erschien jetzt mit freudig verwundertem Gesicht das junge Mädchen, das heute erst von der Gräfin Urlaub genommen hatte und nicht längst hier angekommen war. „Wie geht es der Frau?“ fragte Katharina, als sie ihr schnell beim Aussteigen half.

„Der fehlt nichts! Aber der Herr ist schwer gestürzt!“ antwortete Lisbeth etwas zerstreut, da sie den Menschenknäuel im Hofe bemerkte und vor Ungeduld brannte, zu sehen, was es dort gab.

„Wo ist das Fräulein?“ fragte die Gräfin nur noch, Lisbeth wurde aber der Antwort überhoben, denn Adelheid trat selbst aus der Pforte und eilte der Gräfin entgegen. Sie konnte ihr nun Alles selbst sagen, was sie dem Papier anvertraut hatte. Auch sie warf einen verwunderten Blick nach der gedrängten Gruppe, in deren Mitte sich etwas Besonderes zutragen mußte, aber die Ankunft der theuren, innig verehrten Frau ließ sie nichts Anderm ihre Aufmerksamkeit schenken. Sie küßte ihr die Hand und wurde von den jungen Schwestern, welche sie sehr lieb gewonnen hatten, herzlich begrüßt.

„Ist Euer Oheim schwer verletzt?“ fragte die Gräfin mit großem Antheil.

„Ach, sehr schwer, wie ich fürchte!“ antwortete Adelheid traurig. „Um meinetwillen!“ wollte sie hinzusetzen, aber sie unterdrückte das Wort, das sie in Gegenwart der Hofmeisterin bereut hätte, noch zu rechter Zeit und sagte: „Um einen Menschen einzuholen, der vor ihm auswich, muthete er seinem Pferd wohl zu viel zu, es ist auch alt, und stürzte mit ihm! Welch ein Trost für meine arme Tante wird es sein, Euch zu sehen!“

Katharina versparte sich alle Fragen, welche sie noch hatte, auf ungestörte Besprechung und wollte mit Adelheid in das Haus eintreten, als diese noch einen Blick auf die Menschengruppe warf, die sich noch nicht aufgelöst hatte. Da kam Lisbeth, die ihrer Neugierde nicht hatte widerstehen können, von dort zurückgelaufen. „Der Hund ist vergiftet!“ rief sie schon von weitem. Der Gräfin machte das einen unangenehmen, aber natürlich keinen wichtigern Eindruck, desto mehr schien Adelheid von dem Zuruf des Mädchens ergriffen. Hatte sie das Thier etwa besonders geliebt?

„Das gilt mir!“ klang es im ersten Gefühl fast unhörbar von ihren Lippen, aber die Gräfin hatte es

doch verstanden und faßte betroffen ihre Hand. Adelheid's Augen richteten sich mit einem räthselhaften flehenden Blick auf sie — was hatte das Alles zu bedeuten?

„Gräfliche Gnaden, das arme Thier ist vergiftet, Mutter Anne sagt es auch!" rief Lisbeth, welche unterdessen herangekommen war. „Das hat kein Anderer gethan als der schändliche Kandel, weil der Hund nimmer leiden wollte, daß er ins Schloß kam. Gestern Abend noch hat er ihn fortgescheucht. Alle Leute sagen, daß der Kandel es gewesen ist, der ihm einen vergifteten Bissen eingegeben hat. Er soll sich nur wieder sehen lassen — hier oder bei uns!"

„Beruhige Dich, Kind!" sagte die Gräfin zu dem Mädchen, das in großer Aufregung war. „Dem Kandel geschieht gewiß Unrecht. Kommt, meine Adelheid, ich muß Frau von Ehrenstein über den armen Valentin fragen, wir sprechen dann mehr!

Die jungen Gräfinnen zögerten; sie wären nach Mädchenart, die sich von geheimnißvoll schrecklichen Dingen eher angezogen als abgestoßen fühlt, am liebsten mit Lisbeth zu den Menschen hingegangen, unter denen es jetzt im Meinungsstreit lauter wurde, aber ein freundlicher Blick der Hofmeisterin belehrte sie eines Bessern und sie folgten der Mutter, welche

mit Adelheid von Rettleben schon in das Schloß getreten war.

„Dem Kandel geschieht Unrecht, gnädige Frau", sagte Adelheid leise und bang zu der Gräfin. „Ihr habt wahr gesprochen. Diesen Mord an dem treuen Thiere hat eine ganz andere Hand begangen."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Kaiser Joseph II.

und

seine Zeit.

Von

Dr. Carl Ramshorn.

38 Bogen feinstes Velinpapier, mit 8 großen Portraits in Doppeltondruck und 46 Illustrationen in Holzschnitt.

Volks-Pracht-Ausgabe.

Vollständig in 10 Lieferungen à 6 Sgr. = 30 Kr. Oest. W.

Maria Theresia

und

ihre Zeit.

Von

Dr. Carl Ramshorn.

40 Bogen feinstes Velinpapier, mit 11 großen Portraits in Doppeltondruck und 50 Illustrationen in Holzschnitt.

Volks-Pracht-Ausgabe.

Vollständig in 12 Lieferungen à 6 Sgr. = 30 Kr. Oest. W.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.